

Ernst Ziegler

# FRANKREICH, PREUSSEN UND ST. GALLEN

## Die französischen Könige und St. Gallen

Als Ludwig XIV., der seit 1682 in Versailles residiert hatte, 1715 starb, meldete der löbliche Stand Zürich diesen »Todesfall Ihrer Königlichen Majestät in Frankreich« nach St. Gallen. Dass der Tod dieses mächtigen Potentaten und die Übernahme der Regierung durch den fünf Jahre alten Ludwig XV. (1710–1774) die Stadt und Republik interessierte, erstaunt nicht, wenn man weiss, dass die französischen Könige – auch der Sonnenkönig – immer wieder aus St. Gallen Darlehen von Kaufleuten oder Bankiers bezogen.<sup>1</sup>

Kurz vor dem Tode Ludwigs XIV. waren in St. Gallen wieder einmal 1713 die »Satzungen und Ordnungen Wider die Entheiligung Deß Sabbathtags, Fluchen und Schweren, auch andere eingerissene Mißbräuche: Sonderlich aber den kostbaren und üppigen Kleider-Pracht« im Druck veröffentlicht worden.<sup>2</sup> Diese Satzungen hätte der damalige Bürgermeister Heinrich Hiller (1633–1719) ebensogut dem Hof in Versailles übergeben können – wo die Sache natürlich ebenso vergeblich angekommen wäre, wie die Lehre des flandrischen Bischofs Cornelius Jansen (1585–1638). Die seiner Lehre anhängenden »Jansenisten« propagierten »eine strengere, gottesfürchtige Religion« und verurteilten »den Prunk und die laxe Moral der französischen Staatskirche«.<sup>3</sup> Die verschwenderische Hofhaltung und die Heere dieser Ludwige verschlangen Millionen Livres, war doch der französische Hof mit seinem Pomp für seinen verfeinerten Luxus auf der ganzen Welt berühmt und berüchtigt. Die Hauptbeschäftigung dieser »Nichtsnutze« waren Essen, verschwenderische Feste, Jagd, vor allem »Schürzenjagd«, Bordellbesuche, Mätressenpflege und dergleichen. Wir denken an Jeanne-Antoinette Poisson, die Tochter eines Heereslieferanten, besser bekannt als Marquise de Pompadour (1721–1764), oder an die uneheliche Tochter eines Mönchs und einer Näherin, Marie-Jeanne Bécu, Comtesse Du Barry (1743–1793), die 1793 hingerichtet wurde. Wir denken auch an Aristoteles (384/3–322/1 v. Chr.), der in seiner »Politik« schrieb: »Denn was macht es für einen Unterschied, ob die Frauen regieren oder die Regenten sich von den Frauen beherrschen lassen? Dies ergibt durchaus dasselbe.«<sup>4</sup>

Konrad Engelbert Oelsner (1764–1828) aus Schlesien unternahm 1790 eine Bildungsreise nach Paris; in seinen »Bruchstücken aus den Papieren eines Augenzeugen« steht: »Ein Adliger kann seiner Ehre unbeschadet Spieler, Bankerutierer, Lohnlakai, Hurenwirt, nur nicht Becker, Weber, Schuster oder Schneider darf er sein. Jedes der Gesellschaft nützliche Handwerk stößt ihn in die verworfene Pariaskaste der Bürgerlichen; macht ihn infam [ehrlos]. Denn wir Bürgerlichen sind infam, in den Augen jedes echten Edelmanns. Er darf meine Tochter schänden, sie heuraten kann er nicht, ohne sich selbst zu schänden. Welch empörendes Institut! Weg mit ihm aus der gesitteten Welt!« Wäre der französische Adel »nicht in die tiefe Verworfenheit gesunken, eben so verächtlich als verhaßt gewesen, so hätte keine Revolution Hand an ihn gelegt«. Und ohne die enormen Staatsschulden wäre die Revolution wohl kaum möglich gewesen.<sup>5</sup>

Es ist erstaunlich, was Friedrich der Grosse 1752 in seinem Politischen Testament über Frankreich geschrieben hat. Damals sass der untätige und schwache Ludwig XV. auf dem Thron – selten genug allerdings, vergnügte er sich doch viel lieber mit der schönen Madame de Pompadour im Bett. Friedrich sah die Finanzmisere seines »mächtigsten Bundesgenossen« und schrieb: »Der schwache König bildet sich ein, selbst zu regieren, während seine Minister sich seine Macht teilen und ihm nur einen leeren Namen lassen. Eine Mätresse, die nur an ihrer Bereicherung arbeitet, Finanzbeamte, die die Truhen des Königs plündern, viele Unordnung und Diebereien stürzen den Staat in einen Abgrund von Schulden. [...] Frankreich befindet sich in völliger Lethargie. Seine schlechte Finanzwirtschaft macht es ihm fast unmöglich, auf dem Kriegsschauplatz mit der ihm gebührenden Kraft und Würde aufzutreten. [...] Fährt Frankreich mit seiner jetzigen Mißwirtschaft fort, so könnte es trotz seiner Macht in Verfall geraten.« Friedrich sah »die tiefe Erschlaffung, in die Frankreich versunken« war und stellte fest: »Frankreich sieht es gern, wenn seine Verbündeten die größte Last übernehmen, während es selbst nur eine leichte Last trägt.«<sup>6</sup>

Während der dekadente französische Staat vor allem wegen der unerhörten Verschwendungssucht seiner Könige seit Jahren mit dem Bankrott kämpfte und von einer Krise in die andere torkelte, erfreute sich die evangelische Stadtrepublik St. Gallen zwischen 1745 und 1797 – nicht zuletzt wegen des Handels mit Frankreich – eines schönen Wohlstandes. Das Leinwandgewerbe verlor zwar an Bedeutung, aber neue Industrien (Barchentweberei, Fabrikation von geblümter Leinwand, Herstellung von Baumwolltüchern) und eine europäische Preishausse nach 1720/30 sowie die nach 1750 eingeführte Stickerei brachten der Stadt eine neue industrielle Blüte.<sup>7</sup>

Die Aussenpolitik Frankreichs kann auch nicht als glücklich bezeichnet werden: in Nordamerika und Indien ging es gegen England und mit Österreich gegen die »neue Grossmacht Preussen«. Nach der Niederlage in der Schlacht bei Rossbach 1757 und dem Frieden von Hubertusburg 1763, der den Siebenjährigen Krieg beendete, hatte Frankreich fast alles verloren. Nach dem Tod des fünfzehnten Ludwig 1774 kam sein Enkel Ludwig XVI. an die Macht, eine »schwache, linkische Herrscherpersönlichkeit, von zö-

gernder Wesensart und einschneidenden Neuerungen gegenüber abgeneigt; intelligent zwar, dabei aber schüchtern, willensschwach, wankelmütig und zielstrebigere Beeinflussung leicht ergeben«. <sup>8</sup> Der Abbé Sieyès hielt Ludwig XVI. schlicht für unfähig, und Napoleon nannte ihn 1792 öffentlich einen Narren. <sup>9</sup> Ohne staatsmännische Eigenschaften konnte er die Finanzkrise der französischen Monarchie auch nicht lösen, und kaum war er inthronisiert, kam es 1775 wegen der hohen Getreidepreise zum sogenannten »Mehlkrieg«, der »zum Vorzeichen für das Scheitern des Monarchen« wurde. Vom bereits erwähnten Konrad Engelbert Oelsner erfahren wir, dass die französische Akademie Ludwig XVI. – dem »Narrenkönig«, so sein Spottname – »den Titel des ehrlichsten Mannes in seinem Königreiche zuerteilt« hatte. <sup>10</sup>

Diesem König von Frankreich half dann auch die Verheiratung mit der verschwenderischen Marie-Antoinette, der Tochter Maria Theresias von Österreich, die Stefan Zweig eine laue Seele und einen mittleren Charakter nannte, nicht viel. <sup>11</sup> Und Oelsner schrieb 1791, die Königin sei »keine Frau von Geist, sondern ein Tollkopf wie ihr Bruder Joseph, und dabei durch weibliche Rachsucht und Ehrgeiz geblendet«. <sup>12</sup>

Honoré Gabriel de Riqueti, Graf von Mirabeau (1749–1791), sah schon 1787, dass eine grosse Revolution kommen werde, wegen des Wirrwarrs und des kritischen Zustands, in dem sich Frankreich befand. »Unser Land ist aus dem stillen Chaos zum wild bewegten übergegangen«, schrieb er Ende Oktober 1787. <sup>13</sup>

Im Jahr 1789 notierte der Zeitzeuge Governor Morris (1752–1816), Advokat und Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika in Frankreich, in sein Tagebuch, in Paris und Umgebung seien »mehr als eine Million Menschen, die, um Brot zu bekommen, ausschließlich auf die Wachsamkeit und Fürsorge der Regierung angewiesen«, und der Mangel an Getreide sowie die Knappheit der Lebensmittel führten zu Unruhen und Tumulten. <sup>14</sup> Als der König im Juli 1789 den populären Politiker und Finanzminister, den Genfer Bankier Jacques Necker (1732–1804), entliess, notierte Morris, jetzt sei Ludwig XVI. der Degen »aus den Händen gegliitten, ohne daß er es merkte«. <sup>15</sup> Es hat, wie Daten und Fakten belegen, dieser Ludwig ohnehin nicht viel gemerkt. Als beispielsweise am 12. Juli 1789 abends um zehn Uhr der Präsident der Nationalversammlung zum Schloss ging, um dem Monarchen klarzumachen, dass die Abgeordneten gegen die Entlassung Neckers protestierten, dass sie kein Vertrauen in die neu ernannten Minister hätten und dass sie die Bildung einer Bürgermiliz in Paris offiziell anerkennen würden, wurde ihm beschieden, Seine Majestät sei schon in die Gemächer der Königin gegangen; er möge doch morgen wiederkommen. <sup>16</sup>

Als am 14. Juli 1789 gegen Abend die Bastille gefallen und der höchste Beamte der Stadt Paris, der Präsident der Assemblée générale, Jacques de Flesselles (1721–1789), tot war, ist in Versailles König Ludwig XVI. enttäuscht darüber, dass an diesem Tag die Jagd ausgefallen war. <sup>17</sup> In seinem Tagebuch, von eigener Hand geschrieben und im Nationalarchiv zu Paris aufbewahrt, steht unter dem 13. und 14. Juli 1789 lediglich ein Wort: Nichts. <sup>18</sup> Nichts gejagt nämlich hatte der unermüdliche Jäger, der an diesem denkwür-

digen Tag seinem Hauptvergnügen nicht nachgehen konnte.<sup>19</sup> Morris trug folgendes in sein »Journal« ein: »Gestern war es in Versailles noch Mode zu leugnen, daß es in Paris Unruhen gibt.«<sup>20</sup> Der Hof blieb »von einer einzigartigen Verblendung erfasst« und gab Bankette; »er sah keines der verhängnisvollen Ereignisse voraus.«<sup>21</sup> Am Montag, dem 5. Oktober 1789, begab sich Ludwig XVI. wieder auf die Jagd und erlegte 81 Stück Wild; es war der Tag, an welchem Frauen und Männer zusammen mit Nationalgardisten, vielleicht 22 000 an der Zahl, das Schloss zu Versailles stürmten und dergestalt den König bei der Jagd störten. Am folgenden Tag wurden der König und seine Familie nach Paris gebracht.<sup>22</sup> Der Comte Louis-François de Ferrières-Sauvebeuf (1762–1814) schrieb in seinen Memoiren, es sei ein schimpflicher und barbarischer Zug gewesen, »der den König, die Königin und die königliche Familie auf einem Marsch von mehr als sechs Stunden zum Pariser Rathaus begleitete.«<sup>23</sup> Den Ernst der Lage erfassten offensichtlich noch nicht alle Angehörigen der königlichen Familie, lesen wir doch in einem Brief vom 13. Oktober 1789 der Madame Elisabeth, der jüngeren Schwester Ludwigs XVI., an ihre Freundin Angélique de Bombelles: »Der Hof wird fast wie früher gehalten: alle Tage gibt es Gesellschaften. Am Sonntag, Dienstag und Donnerstag wird gespielt; Diners in großer Gesellschaft sonntags und donnerstags, und am Sonntag vielleicht ein großes Essen. Das alles, mein Herz, mißfällt mir durchaus nicht; Sie wissen, daß ich mich so ziemlich an alles anpassen kann.«<sup>24</sup>

Wir brechen hier ab; das Schicksal der königlichen Familie dürfte bekannt sein: Ludwig XVI. wurde am 21. Januar 1793 auf dem Schafott hingerichtet; Marie-Antoinette trat neun Monate später den Gang zur Guillotine an; ihr Sohn Louis-Charles, Ludwig XVII., der mit seinen Eltern seit 1792 im Temple gefangengehalten worden war, starb zehnjährig 1795. Sowohl über den König als auch die Königin gibt es unzählige Beschreibungen ihres Charakters, ihres Benehmens, ihres Handelns und Wandelns.

## FRIEDRICH DER GROSSE

Zu einer Handschrift

Friedrichs des Grossen

Das Blatt, wo Seine Hand geruht,

Die einst der Welt geboten,

Ist herzustellen fromm und gut.

Heil Ihm, dem großen Toten!

(Goethe: Gedichte aus dem Nachlass)

Wenden wir uns nun nach Rossbach und den Finanzkrisen in Frankreich der erwähnten Grossmacht Preussen zu. Niemand wird bestreiten, dass die Revolution nö-

tig war, wenn man an die ungeheuren Verschwendungen denkt, die an den Höfen von Berlin bis Paris, von Königsberg bis Versailles und Sevilla an der Tagesordnung waren, an das Los der Bauern und unteren Schichten, an die Leibeigenschaft usw. In Preussen hatte zwar schon der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), der von 1713 bis 1740 »mit eiserner Sparsamkeit« regierte, die Verschwendung abgestellt.<sup>25</sup> Friedrich II. (1712–1786) hat dann in seinem Politischen Testament von 1752 zur »Finanzwirtschaft« einige so bedeutende und aktuelle Sätze geschrieben, dass ihm eigentlich schon dafür die Beifügung »der Grosse« gebührt: »Soll das Land glücklich sein, will der Fürst geachtet werden, so muß er Ordnung in seinen Finanzen halten. Noch nie hat eine arme Regierung sich Ansehen verschafft. [...] Diese Beispiele zeigen, daß keine Macht sich ohne geregeltes Finanzwesen Ansehen verschaffen kann [...]. Die Finanzwirtschaft beruht auf der Genauigkeit in den Einnahmen und auf der Ordnung in den Ausgaben.« »Zu glauben, die Welt sei von Bösewichtern bevölkert, heißt denken wie ein Menschenfeind. Sich einbilden, alle zweibeinigen Wesen ohne Federn seien Ehrenmänner, heißt sich wie ein Dummkopf täuschen. Ein Herrscher muß so viel Menschenkenntnis besitzen, um wenigstens an die Spitze der Provinzen ehrenhafte Männer zu stellen. Da ihre Zahl klein ist, so findet man sie leichter.«<sup>26</sup> Und dann im »Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains« von 1777 schrieb der König von Preussen jene schönen Worte, die man so manchem jetztlebenden Herrscher ins Stamm- oder Parteibuch schreiben möchte: Der Monarch müsse sich erinnern, dass er ein Mensch sei, »wie der geringste seiner Untertanen«: »Er ist nichts, als der erste Diener des Staates und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volks, welches durch die Auflagen einkommt, in Aufwand, in Pomp und zu Ausschweifungen verschwendet.«<sup>27</sup> Gut, Friedrich II. hielt sich für den »ersten Diener seines Staates«; aber dieser Staat war eben auch »ein Moloch, der alles verschlang«.<sup>28</sup> Und dass Friedrich ausnehmend bescheiden war, kann ihm nicht durchwegs attestiert werden, heisst es doch im erwähnten Politischen Testament im Kapitel über »die Erziehung des Thronfolgers«: »Mit Ausnahme der Königin von Ungarn und des Königs von Sardinien, deren Geist über ihre schlechte Erziehung triumphiert hat, sind alle übrigen Fürsten Europas nur erlauchte Trottel.«<sup>29</sup>

Wir bieten hier keine Geschichte Friedrichs II., wollen aber einiges erwähnen, das zu seinem Ruhme beitrug. Unter seiner Regierung kam es in Preussen zu einer Reform der Bildung und Verbesserung der Schulverhältnisse. 1763 wurde das General-Landschulreglement erlassen, und 1769 erschien Friedrichs Schrift »Über die Erziehung«. Die Lehrerbildung wurde organisiert, Schulen wurden eingerichtet; Preussen hatte schliesslich, nach der Eröffnung der Universität Halle 1694, sechs Universitäten.<sup>30</sup>

Friedrich Gedike (1754–1803) gab 1788 die »Neue Nachricht von der Einrichtung des Friedrichwerderschen Gymnasiums« heraus. Darin findet sich eine Erläuterung der Vorteile des Unterrichtsgesprächs: »Denn ob es gleich leichter und bequemer für den

Lehrer ist, zu seinen Schülern zu reden als mit ihnen zu sprechen, so ist doch das letztere bei weitem nützlicher. Es ist daher jedem Schüler bei uns erlaubt, den Vortrag des Lehrers zu unterbrechen, sobald ihm etwas nicht klar oder in einiger Rücksicht zweifelhaft ist. Jedem ist es erlaubt, zu fragen, zu zweifeln, Einwürfe zu machen, die denn gewöhnlich nur alsdann erst vom Lehrer gehoben werden, wenn sie keiner der andern Schüler zu heben vermag...«<sup>31</sup>

Wenn wir etwas über Friedrichs Verhältnis zur deutschen Literatur erfahren wollen, müssen wir seine 1780 veröffentlichte Schrift »De la littérature allemande« oder seine ebenfalls französisch geschriebenen Briefe an Voltaire lesen. Unter »littérature« verstand der König von Preussen nicht bloss schöne Literatur und Dichtung, sondern auch wissenschaftliche Abhandlungen.<sup>32</sup>

Am 6. Juli 1737 schon hatte Friedrich in einem langen Brief an Voltaire folgendes geschrieben: »Die Deutschen sind tüchtig und gedankentief; haben sie sich einmal einer Sache angenommen, dann erweisen sie sich als beharrlich. Ihre Bücher sind von betäubender Konfusion. Wenn man ihre Schwere ein wenig behöbe und sie ein wenig mit den Grazien aussöhnen könnte, so zweifelte ich nicht daran, daß auch meine Nation bedeutende Gestalten hervorzubringen vermöchte. Dennoch gibt es eine Kalamität, die auf immer verhindern wird, daß wir in unserer Sprache gute Bücher bekommen; der Gebrauch der Worte ist nicht festgelegt; und da Deutschland unter eine Unmenge von Souveränen aufgeteilt ist, wird sich kein Mittel finden, daß sie sich den Entscheidungen einer Akademie unterwerfen. – Es bleibt unseren Gelehrten also nichts anderes übrig, als in fremden Sprachen zu schreiben; aber da es höchst schwierig ist, diese gründlich zu beherrschen, steht zu befürchten, daß unsere Literatur niemals Fortschritte machen wird. Eine weitere Schwierigkeit ist nicht geringer als die erste: die Fürsten verachten im allgemeinen die Gebildeten; die wenige Sorgfalt, welche diese Herren ihrem Äußeren widmen, der Studierstubenstaub, der sie bedeckt, und die wenigen Gemeinsamkeiten zwischen einem mit vorzüglichen Abhandlungen möblierten Kopf und dem leeren Schädel dieser Mächtigen sind der Grund dafür, daß man über das Erscheinungsbild der Gelehrten lacht und dabei den bedeutenden Menschen nicht wahrnimmt.«<sup>33</sup>

Nicht viel versöhnlicher tönte es dann fast vierzig Jahre später, als der König von Preussen nach Frankreich nörgelte, an zwei Dingen mangle es in Deutschland, »an Sprache und an Geschmack«; die Sprache sei zu weitschweifig und was den guten Geschmack angehe, so fehle es »den Deutschen daran allüberall.«<sup>34</sup>

Seine Schrift von 1780 schloss Friedrich dann allerdings mit zuversichtlichen Gedanken: »Wir werden unsere Klassiker haben. Jeder wird sie lesen, um von ihnen zu lernen. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen. Die Höfe werden mit Vergnügen Deutsch sprechen, und es kann geschehen, daß unsere geschliffene und vervollkommnete Sprache sich dank unseren guten Schriftstellern von einem Ende Europas zum andern verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie stehen dicht bevor.«<sup>35</sup>

Die »schönen Tage unserer Literatur« hat Friedrich damals aber nicht zur Kenntnis genommen, beispielsweise Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), seine »Minna von Barnhelm« (1767), die »Emilia Galotti« (1772) oder »Nathan der Weise« (1779). Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) Schauspiel »Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand«, das 1774 in Berlin und Hamburg aufgeführt worden war, hielt er für »eine scheußliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke« à la Shakespeare mit »abgeschmackten Plattheiten«. <sup>36</sup> Im Juli 1775 schrieb Friedrich an Voltaire, man meine in Deutschland, »das eigene Theater sei vortrefflich; aber bis jetzt hat sich nichts Vollkommenes blicken lassen.« <sup>37</sup>

Genau so wenig hat der König von Preussen Immanuel Kant (1724–1804) zur Kenntnis genommen, der seit 1770 in der Krönungs- und Residenzstadt Königsberg als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik mit grossem Lehrerfolg an der 1544 gegründeten Universität wirkte. Kant hatte seine »Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels« schon 1755 »dem allerdurchlauchtigsten, grossmächtigsten Könige und Herrn, Herrn Friederich, Könige von Preussen« zugeeignet – und das »in tiefster Devotion« und in der Hoffnung, damit »das allerhöchste Wohlgefallen seines Monarchen zu erwerben«. <sup>38</sup> Das war vergebene Liebesmüh'; im Brief vom 24. Juli 1775 schrieb Friedrich an Voltaire: »Was die Philosophie angeht, so meldet sich seit dem Genie eines Leibniz und der dicken Monade Wolff niemand mehr zu Wort.« <sup>39</sup> Der Philosoph, Physiker und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) stand von 1676 bis zu seinem Tode 1716 als politischer Berater und Geschichtsschreiber in hannoverschen Diensten. Am bekanntesten sind seine Monadenlehre (Monade als physisches und zugleich psychisches Wirklichkeitselement) und die Lehre der »Prästabilierten Harmonie«. Christian Wolff (1679–1754), Philosoph und Mathematiker, war seit 1707 Professor in Halle. Er erwarb sich grosse Verdienste vor allem dadurch, »daß er seine sehr zahlreichen Werke zum grossen Teil in deutscher Sprache schrieb«. <sup>40</sup> Als Friedrich seinen Brief verfasste – französisch natürlich –, hatte Kant bereits seit drei Jahren (seit 1772) erste Gedanken zu seinem Hauptwerk »Kritik der reinen Vernunft« gesammelt, das dann 1781 erschien. <sup>41</sup>

Es hätte dem König von Preussen, der sich doch Gedanken über die »Finanzwirtschaft« gemacht hatte, nicht geschadet, sich in Kants Werke etwas zu vertiefen: In seiner Abhandlung über »Die Metaphysik der Sitten« von 1797 fragt Immanuel Kant: Was ist Geld? Und er antwortet: »Geld ist eine Sache, deren Gebrauch nur dadurch möglich ist, dass man sie veräussert.« <sup>42</sup> Nur muss man es zuerst haben, bevor es ausgegeben werden kann. Das wusste auch Kant, schrieb er doch in seiner »Anthropologie« (1798): »Geld ist die Losung und, wen Plutus [der Gott des Reichtums] begünstigt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind.« <sup>43</sup> In seinem philosophischen Entwurf »Zum ewigen Frieden« (1795) dachte Kant dann auch über die Macht des Geldes nach und schrieb: »Weil nämlich unter allen, der Staatsmacht untergeordneten, Mächten (Mitteln) die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte«, seien die Staaten sozusagen gezwungen, »den edlen Frieden zu befördern.« <sup>44</sup> Und an einer

anderen Stelle lesen wir: »Weil unter den drei Mächten, der **Heeresmacht**, der **Bundesmacht** und der **Geldmacht**, die letztere wohl das zuverlässigste Kriegswerkzeug sein dürfte.«<sup>45</sup>

Nun sind allerdings die hier zitierten Werke nach dem Tode Friedrichs am 17. August 1786 erschienen; aber es wäre dem König von Preussen vielleicht ergangen wie Napoleon Bonaparte, der sich zwar für Kant interessierte, ihn jedoch nicht verstanden hat. Der Lothringer Charles de Villers (1765–1815), der 1801 ein zweibändiges Werk mit dem Titel »Philosophie de Kant« herausgegeben hatte, musste damals dem Ersten Konsul, »in vier Stunden auf vier Seiten ein Aperçu über Kants Philosophie« liefern. Obwohl Villers einen klaren gedrängten Abriss der Kantischen Philosophie gab, scheint er auf Napoleon keinen Eindruck gemacht zu haben.<sup>46</sup>

Friedrich der Grosse, der »des Deutschen nur sehr unvollkommen mächtig« war, meistens französisch sprach, »versessen auf französische Kultur war«, und, nach Jacob Burckhardt, »jede geistige Beziehung zu seiner Nation geflissentlich« ablehnte, hatte »von der Sprache und Literatur seines Landes keine Ahnung«.<sup>47</sup> Was Friedrich II. auf Deutsch von sich gab, waren seine sarkastischen Randbemerkungen oder Randverfügungen auf Aktenstücken, z. B. die Randverfügung auf dem Gesuch eines Pfarrers um Bewilligung eines Zuschusses zum Unterhalt seines Pferdes: »Es heißt nicht: reitet in alle Welt, sonder gehet in alle Welt und prediget allen Völkern.« Oder zum Gesuch eines Grafen um ein Darlehen von 300 000 Talern (1765): »Das kan nicht Sein ich bin der Große Mogol nich.« Die Randverfügung auf dem Gesuch einer Gemeinde in Pommern, die um einen anderen Pfarrer gebeten hatte, weil der amtierende die Auferstehung des Fleisches leugne: »Der Pfarrer bleibt. Wenn er am jüngsten Tage nicht mit aufstehen will, kann er ruhig liegenbleiben.« Oder auf dem Gesuch eines Berliner Weinhändlers um Entschädigung für den ihm während des Krieges gestohlenen Wein: »Warum nicht auch Was er bei der sündfluht gelitten. Wo seine Keler auch unter Wasser gestanden.« Schliesslich zum Gesuch eines Landrats um Ersatz von Brandschaden (1766): »Am jüngsten Tag krigt ein jeder alles Wieder was er in diesem Leben verlohren hat.« Aufschlussreich ist die Antwort des König auf den Vorschlag des Geheimrats von Taubenheim, die Gehälter der unteren Beamten aus Ersparnisgründen um die Hälfte herabzusetzen: »Ich danke dem Geheimen Rat von Taubenheim für seine guten Gesinnungen und ökonomischen Rat. Ich finde aber solchen um so weniger applikable, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da die Lebensmittel und alles jetzt so teuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen. Indessen will ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen und ihm jährlich 1000 Taler mit dem Vorbehalte an dem Traktament abziehen, daß er sich übers Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eigenen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will Ich Ihm von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4 000 Talern auf die Hälfte heruntersetzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomische Gesinnung

loben und auf die anderen, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen.«<sup>48</sup>

Auf dem Gebiet der Philosophie war der König von Preussen »ein Anhänger der französischen und englischen Autoren«. An seiner »Tafelrunde« in Sanssouci wurden die Gespräche immer französisch geführt.<sup>49</sup> Anstatt den berühmten Archäologen Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), Lessing oder andere Zelebritäten zu berufen, zog der König von Preussen »zweitklassige Franzosen vor«.<sup>50</sup>

Unter diesen Franzosen im Kreis von Sanssouci sass auch François-Marie Arouet, genannt Voltaire (1694–1778) – allerdings alles andere als ein »zweitklassiger« Franzose, prägte er doch in seinen 70 Bänden »die ganze Denkweise eines großen Theils seiner Nation um«.<sup>51</sup>

Diesem grössten Charakterlumpen aller Zeiten legte Goethe 45 »große Eigenschaften bei«. Voltaire war habsüchtig, liebte den Reichtum und lebte im Reichtum; er hatte sich mit Diamantenspekulation und Ankauf von Steuerscheinen abgegeben.<sup>52</sup> Giacomo Girolamo Casanova, Chevalier de Seingalt (1725–1798), aus Venedig, hatte Voltaire in Ferney besucht und erwähnt in seinen Memoiren, Voltaire habe 120 000 Livres (Pfund) Rente pro Jahr und »man esse bei ihm vorzüglich«. (Voltaire soll um 1768 720 000 Livres besessen haben; das seien 200 Jahre später etwa zehn Millionen Francs gewesen.)<sup>53</sup> Für ihn war Geistesfreiheit von materiellem Wohlstand nicht zu trennen, und er war ein Lobredner des Luxus' und des Handels, beispielsweise in seiner 1736 in Versen erschienenen Apologie des Luxus', »Le Mondain« (Der Mann von Welt), »die in provozierender Manier ein Bekenntnis zum Reichtum, eine Verherrlichung des materiellen Glücks und ein Loblied auf die Vorzüge eines großen Vermögens war«.<sup>54</sup> Dem König von Preussen schrieb Voltaire im Januar 1737: »Es ist ein Versuch zur weltmännischen Moral, wobei ich mit heiterer Miene zu erweisen suche, daß der Luxus, die Pracht, die Künste, alles, was den Glanz eines Staates ausmacht, seinen Reichtum verkörpern, und daß diejenigen, die gegen den sogenannten Luxus schreien, übellaunige Dummköpfe sind.«<sup>55</sup>

Über das ambivalente Verhältnis zwischen Voltaire und dem »Roi Philosophe« von Sanssouci gäbe es viel zu sagen – eine Freundschaft war es wohl nicht. Friedrich schrieb z. B. am 14. Mai 1737 an Voltaire: »Sie sagen mir auf die verbindlichste Weise der Welt, daß ich ein Trottel bin. Das schwante mir bisher zwar schon, doch jetzt bin ich allmählich davon überzeugt.«<sup>56</sup> Die Briefe Voltaires an Friedrich den Grossen sind Meisterwerke der satirisch-zynischen Heuchelei – nur, Friedrich hat es gemerkt...

Wir wissen, dass Voltaire, »der Erschütterer europäischen Denkens«, ein Genie und »die geistige Nahrung von Generationen« war, und Grossartiges geleistet und Geschrieben hat – beispielsweise über den Kaufmann: »Ich aber weiß nicht, was einem Staat nützlicher ist, ein wohlgepuderter Herr, der genau weiß, zu welcher Stunde der König sich erhebt, zu welcher er zu Bett geht, und der sich etwas von Grösze gibt, wenn er im Vorzimmer eines Ministers die Rolle eines Sklaven spielt, oder ein Kaufmann, der sein Land bereichert, aus seinem Kontor Orders nach Surat und Kairo gibt und zum Guten

---

1 (une) Livre = 20 Sous = (100 Centimes)

1 Pfund = 20 Schillinge = 240 Pfennige

1 Pfund = 1 Gulden 8 Kreuzer = 4 1/2 Heller

Brot = Hauptnahrung: 18. Jh. 1 Pfund Brot ca. 2 Sous

### 18. Jahrhundert: Tagelöhne

qualifizierter Arbeiter 40 Sous

Durchschnitt 17 – 25 Sous

Textilbranche 15 Sous

Söldner (1764) 5 – 6 Sous

Soldat (1792) 12 Sous

### St. Gallen

Maurer- und Zimmermeister (1673) 24 Kreuzer

Maler (1754) 1 Gulden – 1 Gulden 15 Kreuzer

1 Gulden (fl. = florenus, florinus) = 60 Kreuzer

Für 120 000 Pfund hätte ein Arbeiter je nachdem zwischen 200 und 400 Jahre lang arbeiten müssen.

---

Tab. 1: Geld, Preise, Löhne

---

Friedrich Wilhelm, der »Große Kurfürst« (1620–1688)	Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen 1640–1688
Friedrich III. (1657–1713)	Kurfürst von Brandenburg 1688–1713 und Herzog von Preußen 1688–1701, seit 1701 als Friedrich I. König in Preußen
Friedrich Wilhelm I. (1688–1740)	König in Preußen 1713–1740
Friedrich II., der Große (1712–1786)	König in Preußen 1740–1772 König von Preußen 1772–1786
Friedrich Wilhelm II. (1744–1797)	König von Preußen 1786–1797
Friedrich Wilhelm III. (1770–1840)	König von Preußen 1797–1840

---

Tab. 2: Die Hohenzollern

der Welt beiträgt.«<sup>57</sup> Oder jenen einen – höchst aktuellen – Satz im Brief vom Mai 1737 an den König von Preussen: »Ich schätze eine urbar gemachte Quadratmeile mehr als eine von Leichen übersäte Ebene.«<sup>58</sup> An diesen einen grossen Satz hätte sich Friedrich II. bei seinem Regierungsantritt im Jahr 1740 erinnern sollen: Am 16. Dezember 1740 begann mit dem Einmarsch seiner Armee in Schlesien der Erste Schlesische Krieg (bis 1742); der »erste Weltkrieg der Geschichte« (Frankreich und Grossbritannien kämpfen um den Besitz Indiens, der Karibik und Nordamerikas); 1745 folgte bereits der Zweite Schlesische Krieg und 1756 begann der Siebenjährige Krieg.<sup>59</sup> Der Raub Schlesiens gehörte – nach George P. Gooch – zusammen mit der Teilung Polens 1772 »zu den sensationellen Verbrechen der Geschichte der Neuzeit«.<sup>60</sup> In seiner »Geschichte des Siebenjährigen Krieges« gibt Friedrich – trotzdem »der Grosse«? – einen Überblick »über die Verluste und die jetzige Lage«: »Preußen hatte durch die Krieg 180 000 Mann verloren, seine Heere hatten in 16 Feldschlachten gekämpft. Dazu kamen etwa 2 000 Menschen, welche in der Provinz Preußen durch die Greuelthaten der Russen umgekommen waren, ferner 6 000 in Pommern, 4 000 in der Neumark und 3 000 in der Kurmark. – Die russischen Truppen hatten vier große Schlachten geschlagen und zählten 120 000 Mann Verluste einschliesslich der Rekruten, die auf den Wegen von fernen Grenzen nach Deutschland umkamen. Die Österreicher hatten zehn Feldschlachten geschlagen und bezifferten ihre Verluste auf 140 000 Mann, die Franzosen zählten 200 000, die Engländer mit ihren Verbündeten 160 000, die Schweden 25 000 und die Reichsstände 28 000 Mann Verluste.«<sup>61</sup>

## DIE EVANGELISCHE STADTREPUBLIK ST. GALLEN UND PREUSSEN

In seinem Politischen Testament von 1752 schrieb Friedrich der Grosse: »Ich bin gewissermaßen der Papst der Lutheraner und das kirchliche Haupt der Reformierten«.<sup>62</sup> Dass die evangelische Stadt und Republik St. Gallen mit dem Königreich Preussen, das »die Stellung einer Vormacht des Protestantismus in Deutschland« einnahm, besonders enge Verbindungen pflegte, belegen zahllose Dokumente im Stadtarchiv St. Gallen.<sup>63</sup> So wurden beispielsweise Geburt, Ehe und Tod von Mitgliedern des Königshauses in St. Gallen im Rat der Stadt traktandiert. Wir erwähnen hier als Beispiel Friedrich den Grossen: Am 12. Februar 1712 wurden im Kleinen Rat zwei Schreiben aus Zürich verlesen; im einen wurde »von Seiner Königlichen Majestät in Preussen die Geburt seines Enkels, des Prinzen von Preussen und Oranien, notifiziert«, d. h. König Friedrich I. zeigte via Zürich die am 24. Januar 1712 erfolgte Geburt Friedrichs II. an, dessen Eltern Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover waren.<sup>64</sup> Als Friedrich sich 1733 mit Elisabeth Christine von Braunschweig (1715–1797) verheiratet musste, war auch dieses Ereignis von Zürich nach St. Gallen berichtet worden – und zwar gleich zweimal, 1732 das »Eheverlöbnuß« und 1733 dann die Vermählung.<sup>65</sup> Das Ableben Friedrich Wil-

helms I. und der Regierungsantritt König Friedrichs II. 1740 wurden sowohl der ganzen Eidgenossenschaft als auch den einzelnen evangelischen Ständen und Orten »durch an Zürich aberlassene und uns kommunizierte Schreiben« mitgeteilt. Der Rat beschloss, die notwendigen Schritte und entsprechenden Schreiben dem löblichen Stand Zürich zu überlassen.<sup>66</sup> Dasselbe Verfahren kam auch 1786 beim Tod Friedrichs des Grossen zur Anwendung: die Stadt kondolierte via Zürich und liess die Glückwünsche an Friedrich Wilhelm II. (1744–1797) zur Thronerhebung ebenfalls durch Zürich ausrichten.<sup>67</sup>

Nachdem am 18. Januar 1701 der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III. (1657–1713), in Königsberg als Friedrich I. zum König in Preussen gekrönt worden war, musste über die Titulierung des »Königs in Preussen«, mit der es die hiesigen Republikaner ziemlich genau nahmen, im Rat am 2. Juni 1702 deliberiert werden, wobei beschlossen wurde, »die Sache auf künftige Tagsatzung ad notam zu nehmen« – so wichtig war diese Angelegenheit!<sup>68</sup> Die Titulatur des »durchlauchtigsten, grossmächtigsten König in Preussen« umfasst im »Titulaturbuch« des Stadtarchivs über ein Dutzend Zeilen und beginnt folgendermassen: »Friedrich, König in Preussen, Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst, souveräner und oberster Herzog von Schlesien, souveräner Prinz von Oranien, Neufchastel und Valengin etc.«<sup>69</sup>

## ST. GALLER IN PREUSSEN

Friedrich Wilhelm (1620–1688), der Grosse Kurfürst von Brandenburg, gewährte mit dem Edikt von Potsdam 1685 den Hugenotten aus Frankreich Asyl. Damals kamen mehr als 20 000 protestantische Religionsflüchtlinge nach Brandenburg-Preussen; später folgten vertriebene Juden aus Wien, aus Salzburg 18 000 vertriebene Lutheraner und Tausende Böhmen.<sup>70</sup>

Friedrich II. gelang es dann, zwischen 300 000 und 350 000 Einwanderer nach Preussen zu locken. Bei seinem Regierungsantritt 1740 hatte Preussen rund 2,24 Millionen Einwohner; etwa 50 Jahre später waren es über 5,43 Millionen. Berlin zählte 1786 113 000 Einwohner; dazu kamen 34 000 Angehörige der Garnison (total 147 000); 1803 lebten 178 000 Menschen in Berlin. St. Gallen hatte damals gut 8 000 Einwohner.<sup>71</sup>

Diesem Sog folgten auch Bürger der Stadt St. Gallen, um im fernen Preussen ihr Glück zu suchen. Am 10. Januar 1712 beschloss der Kleine Rat, zwei Männern und zwei Frauen, »welche sich in das Preussische begeben und haushäblich niederlassen wollen«, 8 Reichstaler (für den Familienvater) bzw. 6 Gulden (für Alleinstehende) zu verehren – unter der Bedingung allerdings, dass »wenn sie vor Verfluss eines Jahres wieder herkämen« und die empfangene Geldsumme nicht zurückerstatten würden, »sie durch die Bettelvögte [Polizei] von Stadt und Gerichten weggeführt werden sollen«.<sup>72</sup> Später erhielten noch einmal ein halbes Dutzend Männer je 6 Gulden als Zehrfennig für ihre »vorhabende Reise nach Königsberg in Preussen«.<sup>73</sup> Vier Auswanderer kamen nur »bis

## Bevölkerung, Zahlen (Vorsicht!)

Menschen, Personen, »Seelen«, Bewohner, Einwohner, Mann, Soldaten u. ä.

<b>Frankreich:</b>	Ende 17. Jh.:	19 Millionen
	1780/90:	24–25 Millionen (doppelt soviel wie Preussen oder England)
	Adel:	350 000
	Geistlichkeit:	120 000
	Dritter Stand:	24 Millionen
		Stadtbevölkerung: ca. 4–5 Millionen
		Landbevölkerung: ca. 20 Millionen
	1812:	30 Millionen
<b>Paris:</b>	1789:	650–750 000 (beinahe 1 Million)
	1799–1809:	500 000 auf 700 000
		30 000 Prostituierte
<b>Preussen:</b>	1740:	2,24 Millionen
	um 1790:	5,43 Millionen
	1807:	4,5 Millionen
<b>Berlin:</b>	1786:	113 000
		34 000 Angehörige der Garnison
		147 000
	1795:	54 Freudenhäuser
		257 registrierte Frauen
	1803:	178 000
	um 1850:	400 000
um 1870:	750 000	
	1920:	rund 3,8 Millionen
<b>Leipzig:</b>	1813:	35 000
		160/200 000 Franzosen
		200/300 000 Alliierte (Preussen, Österreicher, Russen, Schweden)
<b>Klosterstaat St. Gallen:</b>	18. Jh.:	100 000
<b>Stadtrepublik St. Gallen:</b>	um 1800:	8 000

Tab. 3: Demographische Hinweise

auf Berlin«, wo sie zurückgewiesen wurden und gegen Ende März 1712 wieder in St. Gallen ankamen. Der Drechsler Sebastian Erpf (1677–1730) musste die Stadt für zwei Jahre verlassen; der Hafner Hans Marx Ebnetter (1678–1757) sowie die Metzger Jacob Cunz (1678–1757) und Caspar Rietmann hatten das Reisegeld zurückzugeben oder sich während zwei Jahren ausserhalb des Stadtgebiets aufzuhalten. Bei Zuwiderhandlung sollte ihnen sechs Jahre lang »alle Hilfe aus hiesigen Armenhäusern versagt werden«. <sup>74</sup>

In der »Stemmatologia Sangallensis«, dem Geschlechter-Register der Stadt St. Gallen, ist der Zunftmeister und Stadtrichter Hans Caspar Rietmann (1656–1713) erwähnt, von Beruf Metzger, der vermutlich 1708 nach Preussen aufgebrochen war. Er und seine zweite Frau Dorothea Rainsberg (1662–1712), die er 1703 geheiratet hatte, starben »zu Insterburg in Preussen«. <sup>75</sup> Der Seiler Wolfgang Zwiker, geboren 1663, welcher 1712 mit Frau und Kindern nach Preussen auswanderte, hat sich dort vermutlich »haushäblich« niedergelassen. <sup>76</sup> Er war von 1687 bis 1698 mit Ursula Gmünder (1667–1698) verheiratet gewesen und hatte nach deren Tod 1698 Kunigunda Ähli (1639–1713) von Saanen geheiratet. Deren Todesdatum ist bekannt, jenes von Wolfgang Zwiker nicht. Die fünf Kinder (1689 bis 1696 geboren) aus erster Ehe starben alle jung; von den drei Kindern der zweiten Ehe starb Sabina nach der Geburt. Nach Preussen reisten vermutlich Magdalena, geboren 1699, und Wolfgang, geboren 1706, mit; in der »Stemmatologia« finden sich keine weiteren Angaben über die Dreizehnjährige und den Sechsjährigen. <sup>77</sup>

Obwohl diese Auswanderer Berufsleute waren (Decker, Drechsler, Hafner, Maurer, Metzger, Schneider, Schuster, Seiler), stammten sie vermutlich aus der ärmeren Schicht und waren wegen der damaligen »Zeitumständen«, d. h. wohl einer wirtschaftlichen Krise verbunden mit Arbeitslosigkeit, gezwungen anderswo ihr Auskommen zu suchen. <sup>78</sup>

### JACOB WEGELIN

Nicht zu dieser Schicht gehörte der Theologe und Historiker Jacob Wegelin (1721–1791), der im April 1765 – nicht aus wirtschaftlichen Gründen – mit seiner Familie über Leipzig nach Berlin reiste, wo er an der am 1. März 1765 durch Friedrich II. gegründeten Ritterakademie (1810 aufgehoben) Professor für Geschichte wurde. An dieser »Académie des Nobles«, dieser Erziehungsanstalt für Adlige, sollten die Kadetten und Offiziere des Königs erzogen und wenn möglich auch gebildet werden. Wegelin unterrichtete etwa zehn Wochenstunden Geschichte und hielt privat Vorlesungen über allgemeine Geschichte. Daneben fand er reichlich Zeit, historische Werke abzufassen, die zum Teil auch den Beifall Friedrichs des Grossen fanden. Die fast alle in französischer Sprache geschriebenen Bücher sind heute vergessen. <sup>79</sup>

Mit Johann Georg Sulzer (1720–1779), der ihm in Freundschaft zugetan war, wurde Wegelin hie und da zur Tafelrunde des Königs zugezogen. Er verkehrte ferner öfters mit dem Philosophen Moses Mendelssohn (1729–1786) und seinem Mitbürger, dem Kriegsrat Joachim Lorenz Zollikofer. <sup>80</sup>

In St. Gallen wurde noch um 1825 folgende Anekdote erzählt: »Wegelin wünschte einen seiner Söhne dem diplomatischen Dienste Friedrichs II. zu widmen und erbat sich daher von diesem Fürsten, dessen fast täglicher Abendgesellschaftler er nebst Sulzer, Mendelssohn etc. war, die Erlaubnis, ihm den jungen Mann präsentieren zu dürfen. Sie erfolgte leicht. Vater und Sohn treten vor Friedrich, der, nach seiner Übung, französisch sich mit Wegelins Sohn unterhält. Dieser, etwas schüchtern, macht den Sprachschnitzer, ein la für le zu setzen. Professor Wegelin erschrickt, denn sogleich liest er in Friedrichs Auge, dass er den jungen Menschen für den diplomatischen Dienst nicht brauchbar finde. Wirklich war mit keinem Wort mehr die Rede von dem jungen Mann.«<sup>81</sup>

Der preussische Generalfeldmarschall Friedrich Carl Ferdinand Freiherr von Müffling (1775–1851) schrieb in seinen Memoiren: »Friedrich II. hatte auf meine Erziehung einen sehr ungünstigen Einfluß geübt. Mein Vater – ein Offizier des siebenjährigen Krieges – kannte die erste von allen Forderungen seines Königs an junge Offiziere, welche sich auf eine schnelle Carriere vorbereiteten. *Geläufigkeit der französischen Sprache*, und hierauf wurde mein ganzer Unterricht gebaut, der aller Gründlichkeit entbehrte.«<sup>82</sup>

## SOLDDIENSTE

Traugott Schiess hat 1906 über »Drei St.Galler Reisläufer aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts« ein Neujahrsblatt verfasst und darin von einer grossen Zahl sanktgallischer Reisläufer im 16. Jahrhundert geschrieben. Neben den drei ausführlich geschilderten Ambrosius Eigen, Franciscus Studer und Niklaus Guldi nennt er noch namentlich Heinrich Ritz, »der in der Zeit der Mailänder Feldzüge oft genannt wird, auch den Pavierfeldzug 1512 mitmachte und das von Papst Julius II. der Stadt St. Gallen geschenkte Banner heimbrachte«, sodann Andreas Eck, der »in kaiserlichem Dienste bis nach Spanien kam«, und Jakob Grübel, welcher »in Württemberg unter dem Freiherrn von Hewen diente und 1542 mit ihm an den Kämpfen gegen die Türken teilnahm«; weiter Hans Blum, Konrad Glinz und Otmar Fridbold, »die 1546 in den schmalkaldischen Krieg zogen«. Aus einer stattlichen Zahl von geringerer Bedeutung erwähnt er Hieronymus Rugg, Leonhard Hetzer und die Nachkommen Franciscus Studers.<sup>83</sup>

Der Solddienst spielte in der Stadt St. Gallen vor der Reformation eine gewisse Rolle, wobei die Sanktgaller damals und später vor allem nach Frankreich zogen, mit dem die eidgenössischen Orte und auch St. Gallen seit 1521 durch eine Soldallianz verbunden waren. Diese wurde bis ins späte 18. Jahrhundert regelmässig erneuert.<sup>84</sup> Nach der Reformation hatte der Solddienst in der Stadtrepublik keine grosse Bedeutung mehr.<sup>85</sup> Die Leute fanden hier Arbeit im Leinwandgewerbe. Gegen Militärdienst herrschte wohl auch in der Stadt, wie auf der Landschaft, »eine entschiedene Abneigung«, wie Georg Leonhard Hartmann (1764–1828) um 1820 schrieb. Er glaubte, es sei für die Bewohner der sanktgallischen Landschaft, die äbtischen Untertanen, bequemer gewesen, »bei einem Bauer sich täglich fünfmal an den Tisch zu setzen, als mit der Flinte im Arme Nächte zu durchwachen und des Tags nur einmal kärglich den Hunger zu stillen«.<sup>86</sup>

Die Obrigkeit der Stadt versuchte immer wieder, das »Laufen und Dingen in fremde Kriegsdienste« zu unterbinden (1557, 1558, 1562, 1587, 1591), hatte aber mit ihren Verböten wenig Erfolg. Die Werbung von Truppen, beispielsweise die Abwerbung von Bleicherknechten für den Solddienst, wurde bald gestattet, bald untersagt, manchmal auch fast gleichzeitig den einen erlaubt, den andern nicht.<sup>87</sup>

In seinem Werk »Geschichte meiner Zeit« lobte Friedrich der Grosse die Eidgenossenschaft und schrieb u. a.: »Die Regierung hält klüglicherweise darauf, daß die Bewohner nicht bedrückt werden und im Rahmen des Möglichen glücklich sind. Ihre maßvolle Politik hat sie immer in Unabhängigkeit erhalten. Die Republik vermag zur Verteidigung mühelos 100 000 Mann aufzubringen und hat genügend Reichtümer aufgespart, um ein solches Heer drei Jahre lang zu besolden. All diese schätzenswert weisenden Einrichtungen scheinen entwürdigt durch den barbarischen Brauch, die Untertanen zu verhandeln; hierdurch kommt es, daß Schweizer des gleichen Kantons in französischen und holländischen Diensten gegeneinander Krieg führen können. Aber was ist in der Welt vollkommen?«<sup>88</sup>

Im Rat der Stadt St. Gallen gaben gerade auch die preussischen Werbungen in der Eidgenossenschaft zu reden. Friedrich Wilhelm (1620–1688), der Grosse Kurfürst, hatte zwischen 1655 und 1660 in Preussen die Basis jenes Heeres gelegt, auf das der spätere Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. aufbauen konnte.<sup>89</sup> 1696 traf in St. Gallen eine öffentliche Anzeige des Markgrafen von Brandenburg und Kurfürsten in Preussen ein. Aus dem elf Seiten umfassenden sogenannten »Memoriale« erfuhr der Rat der Stadt, dass Friedrich III. (1657–1713), »nach dem Exempel anderer Potentaten«, »eine Leibgarde von Schweizern« in der Stärke einer Kompanie bzw. von 104 Mann aufzustellen gedachte. Offiziere und Gemeine mussten geborene Schweizer sein, der evangelisch-reformierten Religion angehören, »der deutschen Sprache mächtig, von 25 bis 40 Jahre alt, auch unbeweibt sein«. Ihre Aufgabe bestand vorwiegend in der Bewachung, wie der Kurfürst schrieb, »Unserer hohen Person in Unseren Residenzstädten«. (Das »Memoriale« regelt noch folgende Punkte: Kommando, Werbegelder, Sold und Verpflegung, Bewaffnung, Ernennung der Offiziere, Uniform, Justiz und Richter, Tod und Testamente, Kündigung und Entlassung.)<sup>90</sup> Von der Stadt St. Gallen erwartete man etwa fünf Gardisten.

Der Rat beschloss am 9. Oktober, das Sanktgaller Kontingent auf »wenigstens sieben Personen« zu erhöhen.<sup>91</sup> Für diesen Dienst im fernen Preussen meldeten sich 15 Bürger, von denen ein halbes Dutzend angenommen wurde.<sup>92</sup> Seit 1696 bewachten dann 125 Schweizer in himmelblauen und gelben Röcken den Kurfürsten. Der erste Kommandant dieser »Kompagnie der Hundertschweizer« war der aus Rolle in der Waadt stammende Oberst Hubert Rolaz-du Rosey.<sup>93</sup>

In St. Gallen erschienen dann immer wieder preussische Werbeoffiziere, die hier eine rege Tätigkeit entwickelten. Als 1721 Leutnant Joachim Ernst von Bonin sieben eidgenössische Orte aufsuchte, kam er auch nach St. Gallen.<sup>94</sup> Im September 1728 wurde einem preussischen Unteroffizier Mütschewald erlaubt, »einige lange Mannschaft« für

den König in Preussen anzuwerben, jedoch »ohne klingendes Spiel«, sondern bloss »in der Stille«; er durfte auch niemanden zwingen oder »in der Weinfeuchte« – welch' schönes Wort für einen Rausch – arglistig überreden.<sup>95</sup> Die hier erwähnte »lange Mannschaft« wurde für die »Riesengarde« des Soldatenkönigs gebraucht; für seine Grenadiergarde, eine »kostbare Marotte und Spielzeug«, liess er in aller Welt »lange Kerls« anwerben und jagen.<sup>96</sup> In St. Gallen genossen die Vertreter des preussischen Infanterieregiments No. 20, das von 1728 bis 1732 Guillaume de Chalezac de Laujardière führte, die Gunst der Obrigkeit:<sup>97</sup> im September 1729 warb ein Leutnant Von Korf vom Laujardiërschen Regiment wieder »einige lange Männer«.<sup>98</sup> Nach dem Tod des Obersten de Laujardière übernahm Colonel Baron David Jürgen von Grevenitz das Regiment bis 1741; Bürgermeister und Rat der Stadt St. Gallen gratulierten am 4. April 1732 dem neuen Regimentskommandanten und schrieben, man wolle ihm gegenüber die gleiche »Deferenz« (Willfähigkeit) beobachten wie früher und bei allfälligen Werbungen »unserm hochgeachteten Herrn Oberst allen geneigten Willen und Förderung angedeihen« lassen.<sup>99</sup>

Hatte die Stadt bis 1732 Werbungen erlaubt, wurden als Folge des Polnischen Thronfolgekrieges (1733–1735) ein Jahr später »alle öffentlichen und heimlichen Rekrutierungen« verboten. Allerdings war den preussischen Werbern der Aufenthalt in der Stadt weiterhin gestattet, so dass die Werbungen nicht gänzlich unterbunden werden konnten.<sup>100</sup> Es scheint aber, dass damals »ein Umdenken bei der Obrigkeit« stattgefunden hatte. Mit dem Hinweis auf die geringe Bevölkerung und das kleine Territorium lehnte die Stadt St. Gallen, nach Rudolf Gugger, in den 1770er Jahren die letzten preussischen Werbesuche ab.<sup>101</sup> Die Stadt hatte nur zwischen 1717 und 1740, also bis zum Tode Friedrich Wilhelms I., im Ganzen ein Dutzend Werbeerlaubnisse erteilt. Die für preussische Werbungen bestens geeignete Grenzstadt Schaffhausen dagegen bewilligte beispielsweise dann zwischen 1741 und 1786 fast 50 Werbesuche. (In der Eidgenossenschaft wurden von 1717 bis 1806 an die 300 Gesuche bewilligt.)<sup>102</sup>

Eine Anfrage der Zünfte im Februar 1742 an den Rat, ob es nicht ratsam wäre, bei den gegenwärtigen Zeitumständen zwei Kompanien aufzustellen, sei es in Holland, Frankreich oder andernorts, lässt vermuten, der Solddienst in der Fremde sei auch in St. Gallen vor allem ein wirtschaftliches Problem gewesen und zu Zeiten von Rezession (wie etwa zwischen 1720 und 1750) erlaubt, wenn nicht sogar gefördert worden.<sup>103</sup>

Wegen der preussischen Werbungen kam es zwischen Abtei und Stadt St. Gallen auch zu Konflikten. Der von 1717–1740 als Fürstabt waltende Joseph von Rudolphi hatte zwar einige Jahre früher die preussischen Werbungen in seinem Gebiet noch gestattet, seit neuestem jedoch aus verschiedenen Gründen verboten.<sup>104</sup> Am 25. Dezember 1738 wurde der preussische Leutnant von Burgsdorf, der von Schaffhausen nach St. Gallen reisen wollte, von der fürstäbtischen Wache »an der Kräzern« angehalten und trotz Vorweisung seines Passes nach Bruggen und dann »in Arrest genommen«. Der Offizier beschwerte sich, weil er den Grund seiner Verhaftung nicht kannte. Es wurde ihm daraufhin gesagt, ob er denn nicht wisse, »dass den preussischen Offizieren die Fürstlich-

Sanktgallische Landschaft verboten« sei. Er entschuldigte sich mit dem Hinweis, er wisse gar nichts und sei noch nie »in diesen Landen gewesen«. Er schrieb dann dem Landeshofmeister, dem höchsten weltlichen Beamten des Abtes, der auf der Burg Waldegg residierte, einen Brief. Der Leutnant wurde aus der Haft entlassen, jedoch nicht in die Stadt gelassen, weil Abt Joseph nicht wollte, dass preussische Offiziere sich dort aufhielten und werben würden. Zu guter Letzt musste er noch »für die Wacht und Zehrung« zehn Gulden bezahlen.<sup>105</sup> Diese Angelegenheit wurde Ende 1738 zwischen dem städtischen Gerichtsschreiber und dem äbtischen Landeshofmeister besprochen. Gemäss Landeshofmeister musste es bekannt sein, dass preussische Offiziere mindestens zweimal Menschenraub begangen hatten, einen zu Neuravensburg und den anderen »hier am Strässlein«. Der Fürstabt schrieb deswegen an Ihre Königliche Majestät in Preussen »um Satisfaktion«, erhielt jedoch keine. Der Abt verschaffte sich deshalb solche selber, indem er verfügte, keinen preussischen Offizier mehr durch sein Land passieren zu lassen.<sup>106</sup>

In diesem Jahr 1739 kam es zu weiteren Zwischenfällen: Im September besuchte der Gerichtsschreiber der Stadt den Landeshofmeister im Kloster. Dieser erzählte ihm, der Pater Statthalter habe einen Unterkarrer namens Johannes Bernhardt, »ein ansehnlicher Kerl«, den preussische Offiziere schon verschiedene Male anwerben wollten. Nun hätten einige Stadtbürger diesen Karrer mit Gewalt fassen und für die grosse Summe von 100 Dukaten den Preussen ausliefern wollen. Der Landeshofmeister ersuchte um Sicherheit für den Karrer und bat den Gerichtsschreiber, den betreffenden Bürgern diese Art Werbung zu verbieten; er warnte zudem, falls dem einen oder andern Bürger »etwas Widriges« zustossen sollte, könne man sich dann vonseiten der Stadt nicht »mit der Unwissenheit« entschuldigen.

Der Kleine Rat behandelte diese ernste Angelegenheit in seiner Sitzung vom 8. September. Ihm war bekannt, dass dieser Tage ein fürstlicher Untertan, der beim Gasthaus Zum Ochsen vorbeigegangen war, von preussischen Offizieren angedredet worden war; sie wollten ihn anwerben, »mit Versprechen etlich 100 Gulden« zu zahlen. Der Rat beschloss, den in St. Gallen anwesenden preussischen Offizieren, den Wirten zum »Kreuz«, »Löwen«, »Ochsen«, »Hecht« und »Schäfli« sowie den Bürgern (Alther, Glinz, Haltmeyer, Ritz, Weyermann usw.), die »mit dergleichen Werbungen umgehen«, ernstlich zu verbieten, Toggenburger oder Gotteshausleute, d. h. Untertanen des Abtes, anzuwerben oder dazu behilflich zu sein. Widrigenfalls, steht im Beschluss wörtlich, lasse man solche Bürger bei Gefahr »ohne obrigkeitliche Hilfe laufen«.<sup>107</sup> Dieser Beschluss wurde dem Abt mitgeteilt, der für die städtische Hilfe gegen die preussische Werbung dankte und versprach, den noch anwesenden preussischen Offizieren bei ihrer Abreise freien Durchpass durch seine Landschaft zu gewähren, wenn sie ihren Weg anzeigten.<sup>108</sup> Die Sache mit dem »Pass und Durchpass durch die fürstlichen Lande« (Fürstenland und Toggenburg) blieb schwierig und für die Preussen »schwerlich zu erhalten«. Die Fürst- abtei, Abt und Landeshofmeister, beabsichtigte ein diesbezügliches »Verbot zu publizieren und öffentlich anzuschlagen«.<sup>109</sup>

Die Sache hatte natürlich noch einen politischen und religiösen Hintergrund: Joseph von Rudolphi (1666–1740) war der Sohn des Johann Christoph von Rudolphi aus Laibach im mittleren Krain (heute Hauptstadt Sloweniens), Oberstleutnant und kaiserlicher Kommandant in Konstanz. Der Vater war somit als österreichischer Offizier – wie wohl auch sein Sohn – dem katholischen Hause Habsburg verbunden. Die Rudolfis hatten deshalb alles Interesse, die Söldnerwerbungen der »Vormacht des Protestantismus in Deutschland« zu hindern.<sup>110</sup>

#### DIE ZOLLIKOFER

Von Ernst Götzinger erfahren wir, dass einzelne Mitglieder der Familie Zollikofer, »denen es in der Schreibstube zu eng und dunkel war, früh und oft als Soldaten ins Ausland« zogen, und die Familiengeschichte kenne einige, »die auswärts in aller Herren Dienste auf dem Felde der Ehre geblieben sind«.<sup>111</sup> So spielen denn auch in den Beziehungen St. Gallens zu Preussen Angehörige dieser Familie eine gewisse Rolle; indirekt schon Christoph Zollikofer (1628–1679), Herr zu Oberarnsdorf und Brokutt. Er wurde 1675 von Kaiser Leopold I. (1640–1705) zum Kammerdirektor der schlesischen Herzogtümer Brieg, Liegnitz und Wohlau ernannt, die damals an Österreich kamen. Christophs Nachkommen lebten zumeist in Schlesien: Christian Wilhelm (1665–1706) und dessen Sohn Friedrich Wilhelm, geboren 1699. Nach dem Ersten Schlesischen Krieg (1740–1742) fielen die erwähnten Herzogtümer an Preussen, und die Zollikofer wurden preussische Untertanen.<sup>112</sup> Friedrich Wilhelm war denn auch »Major der königlich-preussischen Leibgarde«. Sein Sohn Friedrich Heinrich Wilhelm (1737–1798) war Generalmajor dieser Garde und starb am 19. November 1798 in Potsdam, nachdem er am 1. Oktober »mit 1200 Reichstalern« Ruhegehalt pensioniert worden war. Dessen Sohn Wilhelm Ludwig (1783–1868) wiederum war »in der königlich-preussischen Militärschule« erzogen worden und hatte es 1842 zum Generalleutnant und Kommandant von Breslau gebracht. Sein Bruder Heinrich Ludwig (1786–1819) war Oberstleutnant in preussischen Diensten. Die andern beiden Brüder, Friedrich Heinrich Ludwig (geboren 1791) und Karl Heinrich Ludwig (geboren 1794) waren ebenfalls preussische Offiziere. Alle vier Söhne von Generalmajor Friedrich Heinrich Wilhelm Zollikofer waren in der »königlich-preussischen Militärschule« erzogen worden.<sup>113</sup>

#### JOACHIM LAURENZ ZOLLIKOFER

Daniel Zollikofer (1705–1782), von Beruf »Materialist« (Gewürzhändler, Drogist), und Anna Barbara Wepfer (1716–1758) aus Schaffhausen, hatten vier Kinder. Der älteste Sohn, Joachim Laurenz, 1737 geboren, starb 1804 in Berlin, wo er seit 1771 königlich-preussischer Kriegsrat und zweiter Direktor der königlichen Militärakademie gewesen war. Er hatte in diesem Jahr in Berlin Louise Carolina Siefert (1744–1804) geheiratet.<sup>114</sup> Mit ihm korrespondierte Stadtschreiber Hans Heinrich Wegelin (1719–1779) wegen des Sanktgaller Bürgers Paul Bartholome Wetter (1752–1778), der in Schwedisch-Pommern

als Bäcker gearbeitet hatte.<sup>115</sup> Paul Bartholome war das zwölfte von dreizehn Kindern von Jacob Wetter, gestorben 1752, und Susanna Schobinger (1710–1776). Dieser war gemäss einem Bericht aus Leipzig »von königlich-preussischen Werbem wegen seiner ansehnlichen Grösse« zusammen mit sieben Kameraden »weggenommen« und in ein Grenadierregiment in Berlin gesteckt worden.<sup>116</sup> Auf Bitten der Mutter und im Auftrag der Obrigkeit schrieb Stadtschreiber Wegelin am 12. Juni 1772 nach Berlin, ob Kriegsrat Zollikofer entweder zu Wetters Befreiung verhelfen oder sich »zu bestmöglichen Erträglichmachung« des Kriegsdienstes seines Mitbürgers aus St. Gallen einsetzen könnte.<sup>117</sup> Eine solche Fürsprache eines hohen Herrn dürfte dem Sanktgaller Soldat willkommen gewesen sein, denn in der preussischen Armee war die Behandlung der Soldaten durch die Offiziere oft unmenschlich und Misshandlungen (Prügel, Spiessrutenlaufen) gehörten zum Alltag. Nicht genug damit, konnte der einfache Soldat von seinem Sold allein kaum leben.<sup>118</sup>

Joachim Laurenz Zollikofer von Altenklingen schrieb seinem Herrn Vetter am 14. Juli 1772 aus Berlin, der junge Wetter sei tatsächlich »von einer schönen und ansehnlichen Grösse«, er messe 5 Fuss und 7½ Zoll (das waren etwa 180 Zentimeter) und er sei 19 Jahre alt. Sein Kompanie-Kommandant gebe ihm »in Absicht auf sein Wohlverhalten das allerbeste Zeugnis«, könne ihn jedoch unmöglich verabschieden. Zollikofer wandte sich dann an den Regiments-Kommandanten, der Wetter unter der Bedingung entlassen wollte, dass »auf Unkosten der Wetterischen Familie« ein anderer Soldat »von 5 Fuss und 10 Zoll guter und gesunder Leibeskonstitution« (rund 190 Zentimeter) gestellt werde. Dieser Ersatz musste zudem »ein Deutscher von Geburt und zwischen 20 und 30 Jahre alt« sein. Zollikofer empfahl seinen Mitbürger dem Kompanie-Kommandanten und ersuchte ihn, Wetter »seinen Kriegsdienst so leicht und erträglich zu machen, als es die Umstände zulassen möchten« – was der Major zu tun versprach. Zollikofer schrieb weiter, wenn kein adäquater Ersatz gefunden werde, so müsse Wetter Soldat bleiben. Der Kriegsrat glaubte, Wetter könnte bei »guter und tugendhafter Aufführung« Unteroffizier oder Feldweibel werden. Er bat, man solle der Familie vorschlagen, Wetter »monatlich 2 oder 3 Gulden als eine Zulage« zu seinem Sold zu überweisen; er erhalte jetzt »alle fünf Tage 6 Groschen und ein Komissbrot, welches Letztere bei ihm kaum 36 Stunden« vorhalte. Vom Geld müsse er die Hälfte »auf die Unterhaltung der Wäsche und die Reinigung derselben verwenden«, so dass ihm »auf den vierten und fünften Tag wenig oder gar nichts übrig« bleibe.

Zollikofer fügte seinem fast vierseitigen Brief bei, es befände sich in der Garnison zu Berlin »noch ein junger Bürger namens Werder, ein Sattler von Profession«, der im Husarenregiment von Zieten Dienst tue.<sup>119</sup> Dieser hatte Glück, schrieb Zollikofer, weil er in seinem Beruf arbeiten könne, wohingegen es für einen Bäcker im Militärdienst keine Verwendung gebe.

Schliesslich bot er seine »bereitwilligsten Dienste in hiesigem Ort« an und liess die Frau Gemahlin sowie die beiden Brüder Caspar und Daniel, seine »ehemaligen gütigen Lehrer«, höflich grüssen.<sup>120</sup>

Zollikofer war mit Kanzlist Hans Heinrich Wegelin, dessen Frau Margrete Zollikofer (1727–1769) war, entfernt verwandt. Sein älterer Bruder Caspar (1711–1783) war Pfarrer und Professor; der jüngere Daniel (1722–1801) war ebenfalls Pfarrer und Professor und verheiratet mit Anna Barbara Zollikofer (1724–1796).<sup>121</sup>

Es gingen dann weitere Briefe zwischen St. Gallen und Berlin hin und her, auf die kurz eingegangen werden soll:

Aus Wegelins Antwort an Zollikofer vom 14. August 1772 erfahren wir, dass Paul Bartholome Wetter sich »als Soldat« im »Raminischen Infanterie-Regiment« (Friedrich Ehrenreich von Ramin, 1709–1782) befand. Nach Wegelin war »die Auswechslung« Wetters »gegen einen Jüngling« von der angegebenen Grösse unmöglich, und er versuchte zu erfahren, wann Wetters »Capitulation zu Ende gehen werde«. Er hoffte, dann »vor Auslauf derselben« Wetters »Befreiung« erwirken zu können und bat um Mitteilung, »wohin man sich zu diesem Endzweck hinzuwenden habe«. Eine Zulage zu Wetters »Tractament« konnte gemäss Wegelin organisiert werden.

Die Antwort Zollikofer an seinen »Herrn Vetter« trägt das Datum des 24. Oktobers 1772: Er bestätigt Wetters Einteilung im Infanterie-Regiment des »Monsieur de Ramin, Lieutenant General«, und teilt mit, Wetter habe sich für drei Jahre »eidlich verpflichtet«. »Nach Verfliessung dieser drei Jahre bekommt er neues Handgeld, und seine Capitulation wird ihm auf sechs Jahre gestellt.« Es bestehe also wenig Hoffnung, schrieb Zollikofer, dass Wetter nach drei Jahren »werde los gemacht werden können«. Er wollte jedoch alles versuchen, seinem Mitbürger zu helfen, beispielsweise indem man tatsächlich vor Ablauf der Capitulation sowohl an den Chef der Kompanie als auch an den Chef des Regiments schreiben würde, »um seine Befreiung zu bewirken«. Die »Zulage zu dem Tractament« empfahl Zollikofer dem Kompaniekommandanten Major von Cruse zu überweisen. Gemäss Bürgerregister starb Paul Bartholome Wetter 1778 »in Landshut in Schlesien« im Alter von 26 Jahren.

Im zweiten Teil seiner Antwort musste sich der Stadtschreiber im Auftrag seiner Gnädigen Herren mit dem Schlossergesellen Daniel Zollikofer befassen. Damit hatte es folgende Bewandnis:

Der 1743 geborene Daniel war der Sohn des Messerschmieds Caspar Bartholome Zollikofer von Sonnenberg (1713–1752) und der Magdalena Barbara Locher (1714–1796). Als Daniel neun Jahre alt war, starb sein Vater »wegen einem Messerstich im Leib von Georg Caspar Fels«. <sup>122</sup>

Vermutlich war die Familie nicht eben auf Rosen gebettet, denn im September 1771 erhielten die Brüder Hans Jacob (1741–1771) und Daniel Zollikofer 5 Gulden aus dem Stockamt.<sup>123</sup> (Das Stockamt war ein Armenamt, das »arme verbürgerte Haushaltungen«

unterstützte; das Geld stammte aus den Opferstöcken der Kirchen in der Stadt – daher der Name –, sodann von Stiftungen, Vergabungen usw.)<sup>124</sup>

Im Mai 1772 bekam Daniel Zollikofer aus dem Stockamt ein Reisegeld von 8 Gulden, weil er »wegen Mangel Verdienstes« in St. Gallen wieder fort wollte.<sup>125</sup> Er begab sich dann ins Brandenburgische, wo er schliesslich in Beeskow an der Spree bei Schlossermeister Christian Lindner Arbeit fand. Von dort erhielt die Mutter im August 1772 ein Schreiben, in dem stand, ihr Sohn sei »sehr krank und ohne Geld«. Sie bat die Gnädigen Herren, ihrem Sohn »eine alte Dublone, durch die Hand Herrn Professor Wegelins in Berlin, aus dem Stadtsäckel zu seiner Erquickung zufließen« zu lassen.<sup>126</sup> Der Kleine Rat wollte zwar helfen – nicht jedoch ohne diesen »Sozialfall« genau zu prüfen; mit der Abklärung wurde nun eben der Stadtschreiber beauftragt. In seinem erwähnten Brief bat er darum, um einen Bericht in dieser Sache und, falls der Schlossergeselle wirklich in Not sein sollte, ihm »mit einer alten Spanischen Dublone« oder einem dem entsprechenden Betrag »an Hand zu gehen«.<sup>127</sup>

Der Kriegsrat liess daraufhin durch seinen Kommissar Erkundigungen über Daniel Zollikofer einziehen. Das Ergebnis fügte er seinem Brief »im Original« bei. (Diese Beilage hat sich leider nicht erhalten.) Besagtes Ergebnis war ein Schreiben des Schlossermeisters, das offensichtlich für »diesen schlechten Mitbürger« aus St. Gallen nicht günstig ausgefallen war. – Im übrigen betrachtete Zollikofer es als grosse Ehre, wenn er von der Obrigkeit seiner Vaterstadt »mit Aufträgen« betraut wurde. Seinem Schreiben fügte er die genauen Adressen und Anreden von Exzellenz Ramin und Major Cruse bei.<sup>128</sup>

Im Dezember 1772 gelangte Daniels Mutter noch einmal an die hohe Obrigkeit. Sie legte dem Kleinen Rat »ein Empfehlungsschreiben von dem Altgesellen zu Potsdam vor« und bat »um hochobrigkeitliche gnädigste Assistenz« für ihren »angeblich krank darnieder liegenden Sohn«. Weil jedoch der »Herr Kriegsrat Zollikofer in Berlin desselben liederliche Aufführung schriftlich« hatte vernehmen lassen, wurde im Kleinen Rat für gut befunden, »bei Herrn Zollikofer nochmals in Bezug seiner vorgeschützten Krankheit Nachfrage« zu halten.<sup>129</sup>

Wegelins Schreiben an Zollikofer vom 29. Dezember 1772 befasste sich noch einmal mit der Capitulation Wetters und allfälligen »Empfehlungsschreiben«. Im übrigen wurde »die Zulage zum Tractament« und deren Überweisung an Wetters Vogt sowie an seine »Gefreundeten« delegiert. – Auch die Angelegenheit Daniel Zollikofer kam noch einmal zur Sprache; es scheint, dass man diesem Sanktgaller in der Fremde nach Möglichkeit mit Unterstützung des Kriegsrates helfen wollte.<sup>130</sup>

Wie es Daniel Zollikofer in der Fremde weiter erging, ist nicht mehr zu erfahren. Er war Mitte Juni 1773 jedenfalls wieder zu Hause und tatsächlich krank, weshalb die Mutter wieder den Kleinen Rat um Unterstützung ersuchte. Nun lenkte die Obrigkeit ein und half mit einer »Beisteuer von 6 Gulden aus dem löblichen Stockamt«.<sup>131</sup>

Daniel Zollikofer heiratete im Juni 1776 in Weinfeldern Maria Magdalena Brenner und kaufte 1777 ein Haus in St. Gallen.<sup>132</sup> Im Januar 1785 wurde Daniel Zollikofer »Wächter auf St. Laurenzenturm« und 1805 »Einlässer« unter dem Schibenertor.<sup>133</sup> Er starb am 8. Mai 1812 in St. Gallen und hatte damals an der Multergasse gewohnt.<sup>134</sup>

Wir haben diesen »Fall Zollikofer« – historischer Kleinkram natürlich – deshalb so ausführlich geschildert, weil er erstens einer gewissen Aktualität nicht entbehrt und zweitens sehr schön zeigt, dass St. Gallen tatsächlich eine »helfende Vaterstadt« sein konnte.<sup>135</sup> Die Obrigkeit war wohl bereit, ihren Bürgern zu Hause und in der Fremde zu helfen, wenn sie in Not gerieten, aber sie half nicht – wie das heute nicht selten der Fall ist – unbesehen. Wer auf äbtischem Gebiet sich in irgend einer Art und Weise verging, in der Fremde wegen »liederlicher Aufführung« in Not geriet oder bettelte, wenn er ebenso gut arbeiten konnte, durfte von seiner »Vaterstadt« weder Hilfe noch Unterstützung erwarten.

In seinem Schreiben vom 29. Dezember unterbreitete Wegelin seinem Vetter in Berlin auch noch eine komplizierte Erbschaftsangelegenheit, wegen der die Stadt und Republik St. Gallen damals mit dem »Staatsrat in Neufchastel« stritt; es ging um den sogenannten Abzug, d. h. um eine Abgabe, die beim Wegzug von Personen und Sachwerten oder beim Antritt einer Erbschaft fällig wurde. Das Fürstentum Neuenburg war seit 1707 preussisch, und das war der Grund, weshalb Wegelin die »Gesinnung« Zollikofers erfahren wollte und aus Berlin »gründliche Anleitung« erwartete.<sup>136</sup>

Ohne nun weiter auf den Briefwechsel der beiden Sanktgaller einzugehen, sei festgehalten, dass sich Zollikofer sehr hilfsbereit zeigte und sich offensichtlich redlich um seinen Mitbürger bemühte; seine Intervention blieb aber ohne Erfolg. Für eidgenössische Söldner war es sehr schwierig, in Preussen nach einigen Jahren einen Abschied zu bekommen, d. h. entlassen zu werden; darum war »der Dienst für Preussen trotz hoher Handgelder unbedeutend geworden«.<sup>137</sup>

Bei dem von Zollikofer erwähnten Sanktgaller Bürger Werder handelt es sich um den Sattler Friedrich Werder (1749–1825), der bis 1779 preussische Kriegsdienste geleistet und sich mit der »preussischen Untertanin« Maria Elisabetha Just von Stargard verheiratet hatte. Werder ersuchte 1779 um die Wiedererlangung des Bürgerrechts, welches dem Ehepaar 1780 gegen die Entrichtung von 100 Gulden erteilt wurde.<sup>138</sup> Die Ehe wurde dann aber 1782 geschieden.<sup>139</sup> Die Frau konnte zwar ihrem Mann nichts vorwerfen und hatte »nicht die mindeste Bitterlosigkeit oder Ehezwist« mit ihm, wollte aber wegen der »allhiesigen Lebensart, der Luft, der Speisen und des Getränks« nicht länger in St. Gallen bleiben; zudem hatte sie »ein sehnhches Verlangen nach ihrem Vaterland«. Ob sie deshalb »einen kränklichen und zum Ehestand untüchtig gewordenen Leib« bekommen hatte, ist ungewiss. Auf jeden Fall wurde das Ehepaar 1781 zuerst für ein Jahr »zu Bett und Tische« getrennt, worauf die Frau alsogleich – versehen mit einem Reisegeld von 25 Gulden – nach Berlin verreiste und nicht wiederkehrte.<sup>140</sup> (Wenn ich richtig gerechnet

habe, erhielt ein Soldat in preussischen Diensten nebst dem Handgeld im Monat 1½ bis 2 Gulden.)

Vermutlich gehörten weder Jacob Wegelin noch Joachim Zollikofer zum »persönlichen Kreis des Königs« Friedrich – wie etwa Jean Le Rond d'Alembert (1717–1783) oder Jean Baptiste de Boyer, der Marquis d'Argens (1704–1771); ihre Namen tauchen jedenfalls in der gängigen Literatur nicht auf und ihre Bedeutung sollte nicht überschätzt werden. Trotzdem wäre es – aus lokal-geschichtlichen Erwägungen – wünschenswert vor allem die Biographie Joachim Laurenz Zollikofers anhand von Quellen in Berlin und im Stadtarchiv St. Gallen sowie seine Beziehungen zu St. Gallen gründlicher zu erforschen und ausführlicher darzustellen.

## TOTENSCHNEINE

Von fremden Solddiensten zeugen die im Stadtarchiv St. Gallen aufbewahrten Totenscheine: Ausgestellt für den Musketier Daniel Scheitlin (1712–1741), der im Infanterieregiment von David Jürgen von Grevenitz Dienst geleistet hatte und am 10. April 1741 im Kampf »mit den österreichischen Truppen bei dem Dorfe Mollwitz in Schlesien geblieben und daselbst begraben worden« ist.<sup>141</sup> Ein weiterer Totenschein betrifft den Seiler Leonhard Wild (1724–1763), »ungefähr der Grösse von 5 Fuss 6 Zoll« (rund 170 Zentimeter), »mit blonden Haaren«, der im März 1761 in Schweinitz verstarb. Wild hatte ein Jahr und zwei Monate beim königlich-preussischen Füsilierregiment von Münchow gedient und während der Zeit »eine gute Aufführung beobachtet«.<sup>142</sup> Als letztes Beispiel der Totenschein für den »Chirurgus« Joachim Locher (1749–1776), der in einem preussischen Regiment zu Fuss als »Kompanie-Feldscher« (Wundarzt) im Dienst stand und am 1. Mai 1776 in Schidlitz bei Danzig »mit Tode abgegangen« war.<sup>143</sup> Über jeden dieser in fremden Diensten verstorbenen oder gefallenen Sanktgaller gäbe es eine Geschichte von Leid und Not, von Abenteuern und Heimweh zu erzählen.

*Anschrift des Verfassers:*

PD Dr. Ernst Ziegler, Oberhofstettenstr. 26, CH-9012 St. Gallen

## QUELLEN UND LITERATUR

Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, hg. von Georges PERNOD und Sabine FLAISSIER.

Mit einem Vorwort von André Maurois, Düsseldorf 1962.

Aus dem Briefwechsel, Voltaire – Friedrich der Grosse, hg., vorgestellt und übersetzt von Hans PLESCHINSKI, Darmstadt 1992.

BRANDES, Georg: Voltaire in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Grossen und Jean Jacques Rousseau, Berlin 1909.

- Friedrich der Grosse, hg. von Otto BARDONG, Darmstadt 1982 (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Band XXII).
- BENNIGHOVEN, Friedrich; BÖRSCH-SUPAN, Helmut; GUNDERMANN, Iselin: Friedrich der Grosse, Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anlässlich des 200. Todestages König Friedrichs II. von Preußen, Berlin 1986.
- Französische Revolution, Der Prunk von Versailles und der Volksaufstand in Paris, der Kampf um die Republik und die Herrschaft der Guillotine, Die Zeitenwende 1789–1799, Geopoche, Das Magazin für Geschichte, Hamburg 2006, Nr. 22 (= Geo).
- Preussen 1701–1871, Friedrich der Große: Was vor ihm war, was nach ihm kam, Die Geschichte eines deutschen Staates, Geopoche, Das Magazin für Geschichte, Hamburg 2006, Nr. 23 (= Geo 23).
- GOOCH, Georg P.: Friedrich der Grosse, Preußens legendärer König, Aus dem Englischen von Klaus Dockhorn, Kreuzlingen, München 2006 (Focus-Edition, Biographien).
- Die Französische Revolution, Berichte und Deutungen deutscher Schriftsteller und Historiker, hg. von Horst GÜNTHER, Frankfurt am Main 1985 (Bibliothek der Geschichte und Politik, Bd. 12, Bibliothek deutscher Klassiker, 4).
- GUGGER, Rudolf: Preußische Werbungen in der Eidgenossenschaft im 18. Jahrhundert, Berlin 1997 (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 12).
- HÖHENER, Hans-Peter: Bevölkerung und Vermögensstruktur der Stadt Sankt Gallen im 16. und 17. Jahrhundert (Auswertung der Steuerbücher), Zürich 1974.
- Immanuel Kant Werkausgabe, hg. von Wilhelm WEISCHEDEL, Frankfurt am Main 1977, Bd. I: Vorkritische Schriften bis 1768, Bd. VIII: Die Metaphysik der Sitten, Bd. XI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik I, Bd. XII: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2, (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 190, 192, 193).
- LEUSCHNER, Hans: Friedrich der Grosse, Zeit – Person – Wirkung, Mit einem Essay von Karl Erich BORN, Gütersloh 1986 (C. Bertelsmann Monographien).
- Stadtarchiv St. Gallen, Ratsprotokolle (= RP).
- Jacob BURCKHARDT: Vorlesungen über die Zeit Friedrichs des Grossen, gehalten zu Basel, Winter 1852/53 in der Aula des Museums, Staatsarchiv Basel-Stadt, Jacob-Burckhardt-Archiv 207, 171, in Bearbeitung.
- Jacob BURCKHARDT: Geschichte des Revolutionszeitalters, Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wolfgang Hardtwig, Simon Kießling, Bernd Klesmann, Philipp Müller und Ernst Ziegler, München, Basel, in Bearbeitung (Jacob Burckhardt Werke, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 28).
- Die Werke Friedrichs des Großen für die Gegenwart hg. und übertragen von Albert RITTER, Mit Bildern von Ad. von Menzel, Erster Band, Berlin 1915.
- Sankt-Galler Geschichte 2003, Band 3: Frühe Neuzeit: Territorien, Wirtschaft, St. Gallen 2003 (= SG 3).

## ANMERKUNGEN

- 1 RP 1715, S. 240. Vgl. dazu HÖHENER, S. 212–213 usw.
- 2 Vgl. dazu ZIEGLER, Ernst: Sitte und Moral in früheren Zeiten, Zur Rechtsgeschichte der Reichsstadt und Republik St. Gallen, Sigmaringen 1991, S. 116ff.
- 3 Geo, S. 19–20.
- 4 ARISTOTELES: Politik, Eingeleitet und übersetzt von Olof Gigon, Zürich 1970 (Meisterwerke der Antike), S. 119.
- 5 GÜNTHER, S. 253, S. 258, S. 1308.
- 6 Friedrich der Grosse, hg. von Otto BARDONG, S. 176, S. 209, S. 210, S. 213, S. 229.
- 7 HÖHENER, S. 61–64.
- 8 Geo, S. 23, S. 39. Vgl. dazu GOOCH, G.P.: Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1964, S. 214.
- 9 RIKLIN, Alois: Emmanuel Joseph Sieyès und die Französische Revolution, Bern, Wien 2001 (Kleine politische Schriften, Bd. 8), S. 133, S. 148. MAUROIS, André: Napoleon mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1993 (Rowohlt Monographien 112), S. 15.
- 10 Geo, S. 33. GÜNTHER, S. 348, S. 1343.
- 11 Geo, S. 6–27, S. 30–33. ZWEIG, Stefan: Marie Antoinette, Bildnis eines mittleren Charakters, Frankfurt am Main 2003, S. 9.
- 12 GÜNTHER, S. 349.

- 13 Revolutionsbriefe, hg. von Gustav LANDAUER, I. Bd.: Briefe aus der Französischen Revolution, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Gustav LANDAUER, Frankfurt am Main 1919, S. 44, S. 49, S. 50–51.
- 14 Augenzeugenberichte, S. 21, S. 22. Morris weilte von 1789 bis 1798 in Paris bzw. Europa.
- 15 Augenzeugenberichte, S. 24.
- 16 Geo, S. 73.
- 17 Geo, S. 79, S. 80.
- 18 Augenzeugenberichte, S. 48.
- 19 LEVER, Evelyne: Ludwig XVI., Stuttgart 1988 (Biographien zur Französischen Revolution), S. 400.
- 20 Augenzeugenberichte, S. 48.
- 21 Geo, S. 96.
- 22 Geo, S. 96–99; Augenzeugenberichte, S. 73.
- 23 Augenzeugenberichte, S. 72.
- 24 Augenzeugenberichte, S. 72, S. 76. »Madame« war der Titel der weiblichen Verwandten des Königs: Madame Elisabeth = Philippine-Marie-Hélène, 1764–1794. Madame Royale = Marie-Thérèse-Charlotte, 1778–1851; Tochter von Marie-Antoinette und Ludwig XVI.
- 25 Geo 23, S. 35.
- 26 Friedrich der Grosse, hg. von Otto BARDONG, S. 175, S. 176, S. 181.
- 27 Friedrich der Grosse, 1986, S. 299.
- 28 Der Spiegel, 4. August 1986, 40. Jg., Nr. 32, S. 145.
- 29 Friedrich der Grosse, hg. von Otto BARDONG, S. 257. Maria Theresia (1717–1780), römisch-deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn, Erzherzogin von Österreich. Karl Emanuel I. (1701–1773), König von Sardinien seit 1730, Herzog von Savoyen.
- 30 Friedrich der Grosse, 1986, S. 287–289.
- 31 Friedrich der Grosse, 1986, S. 290–291.
- 32 Friedrich der Grosse, 1986, S. 292.
- 33 Aus dem Briefwechsel, S. 69.
- 34 Aus dem Briefwechsel, S. 514; Friedrich an Voltaire, Potsdam, 24. Juli 1775.
- 35 Friedrich der Grosse, 1986, S. 292.
- 36 Ebd.
- 37 Aus dem Briefwechsel, S. 515.
- 38 KANT, Bd. I, S. 219–225.
- 39 Aus dem Briefwechsel, S. 515. Arthur Schopenhauer schrieb am 26. September 1851 seinem Freund Julius Frauenstädt: »Von Kant hat der König [Friedrich der Grosse] wenig oder gar nichts gewußt.« SCHOPENHAUER, Arthur: Gesammelte Briefe, hg. von Arthur Hübscher, Bonn 1978, S. 266. In seinem Kommentar bringt der Herausgeber allerdings folgende Richtigstellung: »Dies ist ein Irrtum. Der König gedenkt Kants lobend in einer Verordnung vom 25. Dezember 1775.« S. 560.
- 40 Philosophisches Wörterbuch, bearb. von Georgi SCHISCHKOFF, Stuttgart 1978 (Kröners Taschenbuchausgabe, Bd. 13), S. 388–390, S. 448–449, S. 740–741.
- 41 Aus dem Briefwechsel, S. 515.
- 42 KANT, Bd. VIII, S. 400.
- 43 KANT, Bd. XII, S. 610–611.
- 44 KANT, Bd. XI, S. 226.
- 45 KANT, Bd. XI, S. 198. Hier wären diese Gedanken, wenn es der Platz erlaubte, weiter zu spinnen, beispielsweise lesen wir bei Jacob BURCKHARDT in seiner »Geschichte des Revolutionszeitalters«, das Emporkommen des Geldes über die sonstigen Mächte sei eine wesentliche Ursache der Französischen Revolution gewesen.
- 46 VORLÄNDER, Karl: Immanuel Kant, Der Mann und das Werk, Leipzig 1924, 2. Bd., S. 255–256.
- 47 LEUSCHNER, S. 68–73, S. 192. Revolutionszeitalter.
- 48 Friedrich der Grosse, hg. von Otto BARDONG, S. 541–542: Randbemerkungen. Friedrich II., Wonach er sich zu richten hat, Urteile und Verfügungen, hg. von Georg PILTZ, Berlin 1991, S. 14–15, S. 74, S. 80.
- 49 HOLMSTEN, Georg: Friedrich II. in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1969 (Rowohlt's Monographien 159), S. 159, S. 170. BRANDES, S. 19.
- 50 LEUSCHNER, S. 71.
- 51 BURCKHARDT, Jacob: Vorträge, 1870–1892 (Jacob Burckhardt Werke, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 13), S. 228.
- 52 BRANDES, S. 43, S. 71. Revolutionszeitalter.
- 53 HOLMSTEN, Georg: Voltaire mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 2002 (Rowohlt's Monographien 50173), S. 128, S. 135.
- 54 LEPAPE, Pierre: Voltaire, Oder die Geburt der Intellektuellen im Zeitalter der Aufklärung, Frankfurt, New York 1996, S. 132, S. 238, S. 307: Voltaire war überzeugt, dass es ohne Wohlstand keinen Fortschritt der Zivilisation gibt.
- 55 Aus dem Briefwechsel, S. 29.
- 56 LEUSCHNER, S. 192. Aus dem Briefwechsel, S. 55.
- 57 Aus dem Briefwechsel, S. 30. BRANDES, S. 60. LEPAPE: Voltaire, S. 89.
- 58 Aus dem Briefwechsel, S. 63.
- 59 Spiegel, special, Das Magazin zum Thema: Experiment Europa, Ein Kontinent macht Geschichte, Nr. 1, 2002, S. 65.
- 60 GOOCH: Friedrich, S. 24, S. 272.

- 61 RITTER: Friedrich 1, S. 499–500. GOOCH, Friedrich, S. 377. Total 868 000 Menschen.
- 62 Friedrich der Grosse, hg. von Otto BARDONG, S. 200.
- 63 GOOCH: Friedrich, S. 14, S. 272, S. 317, S. 338, S. 419.
- 64 RP 1712, S. 47.
- 65 RP 1732, S. 119. RP 1733, S. 239. Stadtarchiv St. Gallen, Missivenprotokolle, Bd. 640, S. 667.
- 66 RP 1740, S. 170.
- 67 RP 1786, S. 181. Vgl. Stadtarchiv St. Gallen, Ratsregister oder Register über die Rats- und Verordnenbücher, Bd. III, 991, S. 333, S. 803.
- 68 RP 1702, S. 107.
- 69 Stadtarchiv St. Gallen, Bd. 571, S. 22–23.
- 70 Geo 23, S. 162.
- 71 Geo 23, S. 57, S. 63, S. 64.
- 72 RP 1712, S. 7–8.
- 73 RP 1712, S. 11, S. 13.
- 74 RP 1712, S. 100.
- 75 Bd. N, S. 341. Gemäss Ratsprotokoll vom 4. September 1708 wurde damals zu einem Elfer der Metzgerzunft Jacob Altherr gewählt, »an des ausgetretenen Zunftmeister Hans Caspar Rietmanns« Stelle. RP 1708, S. 169.
- 76 RP 1712, S. 7.
- 77 Bd. Y, S. 344.
- 78 RP 1742, S. 32 (nach Ernst KIND).
- 79 BERNET, Johann Jakob: Verdienstvolle Männer, Bürgermeister und Dekane der Stadt St. Gallen in Bildnissen und kurzen Lebensnachrichten, Originalgetreue Wiedergabe der Veröffentlichungen 1830–1835, St. Gallen 1986, S. 72–94. WEGELIN, Carl: Jacob Wegelin (1721–1791), in: Gallusstadt 1949, S. 144–168; dort weitere Literatur.
- 80 WEGELIN: Jacob Wegelin, S. 162. Ein Brief Wegelins vom 12. Juni 1773 aus Berlin an Johann Heinrich Wegelin, »Stadtschreiber der Republik St. Gallen« (Stadtarchiv St. Gallen, Missiven), belegt, dass eine genauere Untersuchung seiner Beziehungen zu seiner Vaterstadt lohnend sein könnte; vgl. auch Missivenprotokolle, Band 646, S. 653–654: Brief an Wegelin in Berlin vom 17. April 1773.
- 81 EHRENZELLER, Peter: Jahrbücher der Stadt St. Gallen 1826, [St. Gallen] 1827, S. 93. Vgl. dazu Jahrbücher der Stadt St. Gallen 1825, S. 76: »Über 70 Jahr alt starb in Berlin Zacharias Wegelin, letzter Sohn von Jakob Wegelin, Professor an der Ritterakademie, dieses ausgezeichneten Bürgers, dessen Biographie von Herrn Dekan Fels geschrieben ist. Hausgenossen wollten auf Prof. Jakob Wegelin, wenn irgend auf Einen, die Worte anwenden: ›Seine Tritte gleiten nicht.‹ Aber auch bei ihm bestätigte sich der Ausspruch: ›Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.«
- 82 MÜFFLING, Friedrich Carl Ferdinand Freiherr von (sonst Weiß genannt): Aus meinem Leben, Berlin 1855, S. 4.
- 83 SCHIESS, Traugott: Drei St. Galler Reisläufer aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, St. Gallen 1906 (Neujahrsblatt, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen), S. III–IV. Vgl. auch RÜSCH, Ernst Gerhard: Christian Fridbolt, Gesandter und Hauptmann im Dienste der Stadt St. Gallen zur Zeit der Reformation, Rorschach 1982 (122. Neujahrsblatt, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen).
- 84 HÖHENER, S. 125. EHRENZELLER, Ernst: Geschichte der Stadt St. Gallen, St. Gallen 1988, S. 190–191. Vgl. dazu SCHMID, Alfred: Eine St. Galler Standes-Kompagnie in französischen Diensten, in: Stadtarchivar Dr. phil. Alfred Schmid, 1889–1965, hg. von Ernst ZIEGLER, St. Gallen 1975 (Blätter aus der Vadiana, V), S. 34–47. ZIEGLER, Ernst: Reisläufer, Solddienste, fremde Dienste im alten St. Gallen, Materialsammlung im Stadtarchiv.
- 85 HÖHENER, S. 125.
- 86 Ländliche Wirtschaft und Volkskultur, Georg Leonhard Hartmanns Beschreibung der st. gallischen Alten Landschaft (1817/1823), Neu hg. und eingeleitet von Werner VOGLER, Rorschach 1985 (125. Neujahrsblatt hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen), S. 48. Vgl. dazu HARTMANN, Georg Leonhard: Geschichte der Stadt St. Gallen, St. Gallen 1818, S. 386: »[...] wurden bessere Bürger für den Militärstand nur abgeneigt gemacht.«
- 87 Gestattet: 1610, 1648, 1702, 1722, 1728, 1729, 1732, 1737, 1740, 1742, 1746 usw. Untersagt: 1621, 1701, 1734, 1737, 1740, 1742, 1748 usw.
- 88 RITTER: Friedrich, 1, S. 63. GOOCH: Friedrich, S. 360.
- 89 GUGGER, S. 24. Vgl. BLECKWENN, Hans: Altpreußische Uniformen, 1753–1786, Dortmund 1981 (Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 231).
- 90 Stadtarchiv, Tr. R, No. 1, m.
- 91 RP 1696, S. 268–269. Vgl. dazu Tr. R, No. 1, m.
- 92 Tr, R, No. 1, m (Traugott SCHIESS).
- 93 VALLIÈRE, P. de: Treue und Ehre, Geschichte der Schweizer in fremden Diensten, Lausanne 1940, S. 380, S. 383.

- 94 GUGGER, S. 56–57.
- 95 RP 1728, S. 305.
- 96 BLECKWENN: Altpreußische Uniformen, S. 17.
- 97 GUGGER, S. 101.
- 98 RP 1729, S. 287.
- 99 Missivenprotokolle, Bd. 640, S. 667–668.  
GUGGER, S. 101.
- 100 GUGGER, S. 101, S. 160.
- 101 Ebd.
- 102 SG 3, S. 211. GUGGER, S. 254–262.
- 103 RP 1742, S. 32–33.
- 104 SG 3, S. 211. GUGGER, S. 220–224.
- 105 RP 1738, S. 413–414.
- 106 RP 1739, S. 4–5.
- 107 RP 1739, S. 272–273. Auszüge aus handschriftlichen Chroniken und aus den Rathsprotokollen der Stadt und Republik St. Gallen (1551–1750) ausgezogen, zusammengestellt und hg. von Kaspar WILD, St. Gallen 1847, S. 223.
- 108 RP 1739, S. 285. Vgl. auch RP 1739, S. 355, S. 361; RP 1740, S. 64.
- 109 RP 1739, S. 285.
- 110 GOOCH: Friedrich, S. 14, S. 393: »Preußen war protestantisch und tolerant, Österreich päpstlich und intolerant.« Diese Aussage stimmt nicht!
- 111 GÖTZINGER, Ernst: Die Familie Zollikofer, St. Gallen 1887, S. 25.
- 112 »Preußen hat Rechte gehabt auf Jägerndorf, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau.« GOOCH: Friedrich, S. 391.
- 113 Stadtarchiv St. Gallen, Stemmatalogia Sangallensis, Bd. Z.
- 114 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. Z.
- 115 Missivenprotokolle, Bd. 646, S. 507. GUGGER, S. 75.
- 116 Missivenprotokolle, Bd. 646, S. 507. Stadtarchiv St. Gallen, Verordnetenprotokolle, 1771–1773, S. 227.
- 117 Missivenprotokolle, Bd. 646, S. 507.
- 118 Geo 23, S. 71. Vgl. dazu SG 3, S. 211–213: Der »Fall« Ulrich Bräker.
- 119 Hans Joachim von Zieten (1699–1786); das Regiment hatte als »Leibhusaren« Garderang.
- 120 Stadtarchiv, Missiven, 14. Juli 1772.
- 121 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. UV.
- 122 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. Z. RP 1752, 25. April 1752, S. 120–121.
- 123 RP 1771, 10. September 1771, S. 239.
- 124 Vgl. Ämterarchiv (Bücher), bearb. von Ernst Ziegler, St. Gallen 1997 (Stadtarchiv (Vadiana) St. Gallen), S. 52–61.
- 125 RP 1772, 21. Mai 1772, S. 135.
- 126 RP 1772, 13. August 1772, S. 216.
- 127 Missivenprotokolle, Bd. 646, S. 523–524.
- 128 Stadtarchiv St. Gallen, Missiven, 24. Oktober 1772.
- 129 RP 1772, 22. Dezember 1772, S. 347.
- 130 Missivenprotokolle, Bd. 646, S. 587–588.
- 131 RP 1773, 15. Juni 1773, S. 186.
- 132 RP 1776, S. 185. Stadtarchiv St. Gallen, Verordnetenprotokolle 1776–1778, 22. August 1777, S. 213.
- 133 RP 1785, S. 12, S. 13. Stemmatalogia Sangallensis, Bd. Z.
- 134 Adreßbuch der Stadt St. Gallen, St. Gallen 1812, S. 90.
- 135 Vgl. dazu BUCHMANN, Kurt: Sankt Gallen als helfende Vaterstadt, Die bürgerlichen Wohlfahrts-einrichtungen und ihre Geschichte, St. Gallen 1945. Vom Heiliggeist-Spital zum Bürgerspital, Bernhard WARTMANN: Spital, Seelhaus, Prestenhaus, Siechenhaus, Zucht- und Waisenhaus, bearb. von Ernst Ziegler. Mit Beiträgen von Stefan Sonderegger, Marcel Mayer, Astrid Haller-Vogel, Georg Müller, Willi Keller, St. Gallen 1995.
- 136 Missivenprotokolle, Bd. 646, S. 588–589.
- 137 SG 3, S. 211.
- 138 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. W. RP 1779, S. 88, S. 91. RP 1780, S. 109.
- 139 Ratsregister, Bd. 994, S. 386.
- 140 Stadtarchiv St. Gallen, Protokoll des Ehegerichts, Band 811, S. 125–126, S. 129–131; 13. Juli 1781, 16. August 1782, 18. Oktober 1782. RP 1781, S. 153–154. Friedrich Werder versteuerte 1781 ein Vermögen von vermutlich 200 Gulden. Stadtarchiv St. Gallen, Steuerbuch 1781, Bd. 296gk, S. 45.
- 141 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. O. Tr. 22, No. 31.
- 142 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. X. Tr. 22, No. 32.
- 143 Stemmatalogia Sangallensis, Bd. K. Tr. 22, No. 34.